

DER TÄTERKÖRPER IN DER MÄNNERGEWALT

**Individuelle und strukturelle Funktionen
von gewalttätigem Verhalten**

**Fachprogrammarbeit
im Fachprogramm „Soziologische Theorie“
eingereicht von
Andreas Geu
96-102-371**

**am
Institut für Soziologie der Universität Bern
Prof. Dr. Claudia Honegger**

Inhalt

1 Einleitung	3
2 Theoretischer Teil	6
2.1 Bestimmung der Begriffe	6
2.11 Geschlecht	6
2.12 Mann und Männlichkeiten	8
2.13 Körper	9
2.14 Macht und Gewalt	11
2.2 Zur Sozialisation des Mannes	13
2.21 Mit welchen Schwierigkeiten sehen sich Jungen im Laufe ihrer Sozialisation konfrontiert?	13
2.211 Sozialisation im Kindesalter	14
2.212 Sozialisation im Jugendalter	14
2.22 Körper-Sozialisation	16
2.3 Leitendes theoretisches Konzept	22
2.31 Gesellschaftsstruktur und Alltagsbeziehungen	22
2.311 Die Struktur der Geschlechterbeziehungen	22
2.312 Persönliche Männlichkeit	23
2.32 Historischer Prozess und Krisenanfälligkeit	24
2.33 Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft	25
2.34 Der Begriff der Hexis: einverleibte Praxis	26
2.4 Zusammenfassung und Präzisierung des Erkenntnisinteresses	28
3 Qualitativer Teil	30
3.1 Methodik	31
3.2 Interaktionseinbettung	34

3.3	David – die Fallrekonstruktion eines Gewalttäters	36
3.31	Die Notwendigkeit der Organisation von Schutz – die Anfangssequenz	37
3.32	Die Tiefenstruktur der Bindungsfähigkeit	43
3.321	Die Problematik der aktuellen Konstellation	44
3.322	Nähe und Schutzlosigkeit – der double-bind der Herkunftsfamilie	48
3.33	Persönlichkeitsmerkmale	51
3.331	Körpergefühl und Männlichkeitsentwurf	55
3.34	Erklärung, Legitimation und Veränderung	57
3.341	Die Dampfkessel-Theorie der Gewalt	58
3.342	Legitimationsstrategien	59
3.343	Die Ambivalenz der Verhaltensänderung	60
4	Auswertender Teil	64
4.1	Zusammenführung	65
4.11	Zugang zum Körper	65
4.12	Gefühl für den Körper und seine Grenzen	66
4.13	Strukturelle Funktion des gewalttätigen Verhaltens	68
4.14	Individuelle Funktion des gewalttätigen Verhaltens	69
4.15	Alternative Handlungsstrategien	71
4.2	Deutung	73
5	Schlussfolgerungen für die wissenschaftliche Praxis	76
	Literatur	78
	Anhang	82
	Leitfaden zu den Interviews	82
	Interview mit David	83

1 Einleitung

Harald spürte blitzartig, wie sich sein Magen zusammenzog und zu schmerzen begann. Seine Enttäuschung verwandelte sich in ohnmächtige Wut: «Ich spürte eine teuflische Spannung in mir, die mich schier zerriss.» Als sich Edith etwas zu essen machte, forderte er sie auf, ihm auch etwas zu bringen. Sie gab kurz angebunden zurück: «Bedien dich doch selber!»

In dem Moment schlug Harald zu. Erst verpasste er Edith eine Ohrfeige, dann schüttelte er sie grob. Schliesslich schmiss er die Pfanne mit dem Essen auf den Boden.

«Im Augenblick des Zuschlagens», sagt Harald, «spüre ich jeweils Erleichterung und Befreiung. Der Gewaltakt ist wie eine Explosion.» Schlagartig sei der grässliche, unerträgliche Druck weg, die Situation fürs erste «bereinigt» wie nach einem Gewitter. Er könne wieder durchatmen und sei fähig, kontrolliert zu handeln. Zudem habe er Ediths «aggressive Vorwürfe» aus der Welt geschafft: «Endlich gab sie Ruhe!» (Lukesch 1997)

Eine alltägliche Geschichte in der Schweiz.¹ Ein Mann schlägt seine Partnerin, übt gegen eine Frau physische Gewalt aus. Eine andere, weniger alltägliche Geschichte ist, dass dieser Mann an seinem Verhalten etwas verändern will. Er hat sich entschieden, über seine Gewalttätigkeit zu sprechen, will sie in den Griff bekommen. Er befindet sich in einer Beratung, die ihn dabei unterstützen soll.

Doch auffallend an seiner Schilderung eines Gewaltaktes ist insbesondere die Körperlichkeit des Geschehens, das sich im Täter abspielt. Sein Magen zieht sich zusammen und beginnt zu schmerzen. Er spricht von einer Spannung, die ihn schier zerreisst. Dazu kommen (subjektive) Gefühle wie Wut, Enttäuschung, Ohnmacht und Erniedrigung. „In dem Moment schlug Harald zu“, und die Situation verändert sich explosionsartig. Doch die „Erleichterung und Befreiung“, die Harald nun spürt, scheint wiederum sehr körperlich wahrgenommen zu werden – im Druck, der nun weg ist; in der Fähigkeit durchzuatmen, die wieder da ist.

Harald schildert den Gewaltakt als körperliche Notwendigkeit.

„Gewalt“ ist ein Männerthema. Sowohl Täter als auch Opfer von Gewalt sind überwiegend männlichen Geschlechts² – wenn auch der Überhang bei den Tätern deutlich grösser ist als bei den Opfern.

Die Forschung über sexuelle Missbraucher (und andere Sexualstraftäter) kommt immer wieder übereinstimmend zu dem Schluss, dass es keine einheitliche Täterpersönlichkeit gibt, dass Täter weder spezieller sozialer Herkunft entstammen, noch psychisch oder in ihrem Sozialverhalten in einer Weise auffallen, die sie deutlich erkennbar von anderen Männern unterscheiden würde. (Heiliger/Engelfried 1995:28)³

Zu diesem Fazit kommen Anita Heiliger und Constance Engelfried in einer Studie über die Täter von sexueller Gewalt. Das Ergebnis lässt sich durchaus auf andere Formen der physischen Gewalt übertragen. Ist also tatsächlich jeder Mann ein potentieller Gewalttäter oder Vergewaltiger? Oder anders gefragt: Was sind die Gründe dafür, dass eine Mehrzahl der Männer dieses Potenzial nicht „ausschöpft“? Und gibt es vielleicht trotzdem geteilte Erfahrungen

¹ Für einen aktualisierten Überblick über die Zahlen und Fakten zur häuslichen Gewalt in der Schweiz – so weit es sie bereits gibt – verweise ich auf den Artikel von Sutter (2002).

² Dass auch mehr Männer Opfer von Gewalt sind, dass sich also männliche Gewalt häufiger gegen Männer richtet als gegen Frauen, ist eine Tatsache, die im Diskurs zum Thema Gewalt erst in letzter Zeit ins Blickfeld rückt. Interessant sind in diesem Zusammenhang insbesondere die Arbeiten von Hans-Joachim Lenz, der sich intensiv mit dem Tabuthema des männlichen Opfers befasst (siehe Lenz 2002, sowie die dort aufgeführte Literatur zu diesem Thema).

³ Die Autorinnen verweisen zum Beleg für diese Aussage unter anderem auf die Studien von Herman 1990, Bange 1993, Jungjohann 1993, Russel 1984, Brockhaus/Kolshorn 1993 und Finkelhor 1990.

gen oder psychische bzw. physische Strukturen, die die Minderheit von Gewalttätern miteinander verbindet?

Seit ungefähr 15 Jahren werden massenhaft Literatur und Studien zu den Themen „Gewalt“ und „Körper“ verfasst. Erstaunlicherweise gibt es aber nur wenige AutorInnen, die eine Verbindung zwischen der Gewalt und dem Körper herstellen. Erstaunlich ist dies deshalb, weil es sich – wie das Beispiel Harald zeigt – bei der physischen Gewalt um einen Vorgang handelt, der von einem Körper an einem Körper ausgeübt wird. Da sind essentiell zwei Körper im Spiel. Im besseren Fall erhält der Körper des Opfers im Anschluss an diesen Vorfall sehr viel Aufmerksamkeit und Pflege – die hoffentlich noch etwas ausrichten kann. Der Körper des Täters hingegen geht oftmals vergessen. Täter werden in der Regel stigmatisiert und sanktioniert. Sie werden so zu den „bösen anderen“ gemacht, die „damit“ nicht umgehen können – und an die wir unser eigenes Gewaltpotential und die Unsicherheit, die dieses in uns auslöst, delegieren können.

Damit soll nun natürlich nicht angedeutet werden, dass auch der Körper des Opfers – oder das Opfer selbst – vergessen werden soll. Der Körper des Opfers braucht alle Pflege, die möglich ist. Gesagt sein soll einzig und allein, dass uns die Tatsache, dass jemand regelmäßig physische Gewalt ausübt, einen Hinweis darauf gibt, dass auch mit dem Körper dieser Person nicht alles zum Besten bestellt ist. Nicht dass dieser Körper in einem medizinischen Sinne krank wäre. Vielmehr geht es um den Körperbezug und das Körpergefühl dieser Person.

Umso wichtiger erscheint es mir deshalb, den Zusammenhang zwischen dem Täter und seinem Körper genauer zu untersuchen und zu erschliessen. Dies ist das Ziel der vorliegenden Arbeit. Da jedoch dieses Gebiet tendenziell uferlos ist, komme ich nicht umhin, mich in meinem Anspruch auf dreierlei Weisen zu beschränken: Ich werde mich in dieser Arbeit zum ersten ausschliesslich mit Männern auseinandersetzen, die wiederholte Täter physischer Gewalt sind bzw. waren. Die zweite Einschränkung betrifft die kulturelle Reichweite: einerseits werde ich nur eine Klientel aus dem deutschsprachigen Raum untersuchen können; andererseits werde ich aber auch innerhalb dieses Raumes die ethnische, schichtspezifische oder religiöse Diversität nicht angemessen berücksichtigen können. Diese Arbeit wird zwangsläufig immer wieder ethnozentrische Aussagen machen und andere Blindflecken aufweisen. Drittens ist diese Arbeit zu klein, um genügend Interviews durchzuführen, um repräsentative Antworten auf die Frage nach diesem Zusammenhang geben zu können. Vielmehr ist sie zu betrachten als eine Art Vorstudie, in der erste Fragen an die Thematik gestellt und so erste Hinweise und Schärfungen für eine umfassendere Untersuchung gewonnen werden können.

Dabei stehen vorerst die folgenden Fragestellungen im Zentrum der Untersuchung:

- Welches Bild hat der (physische) Gewalt ausübende Mann von seinem eigenen Körper?
- Welche Erfahrungen haben sich in diesen eingeschrieben?
- Welche Funktion erfüllt sein gewalttätiges Verhalten?
- Wie wird dieses Verhalten legitimiert?

Sie fokussiert sich also in erster Linie auf den Täterkörper. Dieser steht im Brennpunkt des Interesses. Er soll aus einer von der kritischen Männerforschung geprägten Perspektive durchleuchtet und *verstehend* erfasst werden. Durch das dadurch gewonnene bessere Ver-

ständnis kann meines Erachtens ein Beitrag zur Verringerung und Prävention von männlicher Gewalt erarbeitet werden.

Die Arbeit gliedert sich in drei Hauptteile. In einem **ersten Teil** geht es mir darum, ein theoretisches Fundament für die Untersuchung bereitzustellen. Dazu soll zunächst mein Gebrauch der Begriffe geklärt und in die kultur- und sozialwissenschaftliche Tradition eingebettet werden. In diesem Teil beabsichtige ich auch, auf psychologische und kulturelle Fragen zur männlichen Sozialisation und Identitätsfindung intensiver einzugehen. Auf dieser Grundlage lässt sich ein leitendes theoretisches Fundament für die Thematisierung des Täterkörpers formulieren. Vor diesem Hintergrund lassen sich dann die oben angeführten Fragestellungen präzisieren und das Forschungsinteresse klarer formulieren. Der **zweite Teil** widmet sich der Auswertung des qualitativen Materials. Anhand eines Interviews mit einem Gewalttäter sollen die im ersten Teil aufgestellten Thesen weiterverfolgt werden. Ziel dieses Teiles wird es sein, zumindest Anhaltspunkte dafür zu geben, ob die aufgestellten Thesen einen gangbaren Weg in eine gewinnbringende Richtung anzeigen. Ausserdem sollen anhand des qualitativen Materials weitere Hinweise über das „öde Land“, das zu diesem Thema noch vor der Forschung liegt, zusammengetragen werden. Dies wird dann insbesondere im **dritten Teil**, dem Schlussteil der Arbeit, einen Schwerpunkt bilden, in dem ich die gefundenen Resultate zusammenfassend deuten und mit den Erkenntnissen des theoretischen Teils konfrontieren werde. Dabei ist es mir auch wichtig, einen Blick zu werfen auf mögliche praktische Schlussfolgerungen und Forderungen an die Forschung und die präventive sowie therapeutische Praxis. Denn beim Thema „Gewalt“ ist ja immer auch ein enger Bezug zur praktischen Arbeit involviert. Gewalt ist ein Phänomen, dem wir täglich begegnen und das uns täglich bedroht, beschäftigt, begrenzt... Es soll deshalb in dieser Arbeit auch eine Annäherung an die Frage Platz haben, ob es in Bezug auf Gewalttäter auf der körperlichen Ebene Prä- bzw. Interventionsmöglichkeiten gibt.

2 Theoretischer Teil

2.1 Bestimmung der Begriffe

In einem ersten Teil geht es um eine Klärung der von mir verwendeten Begriffe. Dies erweist sich als notwendig, da es zu einigen der für diese Untersuchung zentralen Termini unterschiedlichste Konzeptionen und Theorietraditionen gibt. Ich schliesse mich durch den expliziten Ausweis meines Gebrauchs dieser Begriffe also auch implizit bestimmten sozialwissenschaftlichen Theorietraditionen an – und grenze mich von anderen ab. Nicht immer wird es möglich sein, für meine Wahl ausführlich zu argumentieren; ganz einfach weil dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Ich hoffe aber, dass es mir gelingen wird, meine Wahl plausibel zu machen.

2.11 Geschlecht

Das Geschlecht, in dieser Sicht, ist nicht etwas, was wir »haben« oder »sind«, sondern etwas, was wir tun. Begleitend und verwoben mit unserem täglichen Handeln, unserem Umgang mit uns selbst und mit anderen, stellen wir – meist unbewusst und selbstverständlich, daher umso wirksamer – eine Ordnung der Geschlechtszugehörigkeit her. Und diese Ordnung ist nur aufrechtzuerhalten, indem die Geschlechter sich qualitativ unterscheiden. (Hagemann-White 1993:68f.)

Seit Mitte der 70er Jahre ist der feministische Diskurs über das Geschlecht geprägt von der Unterscheidung zwischen dem biologischen (sex) und dem sozialen oder soziokulturellen Geschlecht (gender). Diese Unterscheidung richtete sich bei ihrer Entstehung gegen die in den Wissenschaften und der Alltagspraxis traditionelle, unheilvolle Koppelung unterschiedlicher sozialer Möglichkeiten der Geschlechter an deren unterschiedliche Körper.⁴ Diese versucht auch heute noch – in den Gestalten der Soziobiologie und der Evolutionspsychologie, die Verhaltensunterschiede und unterschiedliche psychologische Dispositionen zwischen den Geschlechtern⁵ mit Hilfe der Gene, Hormone oder evolutionär vorgeprägten, von unseren Vorfahren stammenden Instinkten erklärt, und mit zahlreichen Publikationen einen grossen Einfluss auf unser Alltagswissen über die Unterschiede zwischen den Geschlechtern ausübt – den Geschlechterdiskurs zu bestimmen.

Vor nicht allzu langer Zeit dachten Feministinnen, dass *gender* eine unüberwindliche Barriere gegen die Biologie darstellen würde. [... Nun möchte ich behaupten,] *gender* sei vielleicht nicht mehr die nützliche Kategorie, die sie einmal war – nicht, weil der Feind die Oberhand gewonnen hätte, sondern weil diese Kategorie die jetzt anstehende Arbeit nicht zu leisten vermag. Das Unvermögen der Kategorie *gender*, die extremen Behauptungen und Ansprüche der Evolutionspsychologie zu kontern, hängt mit dem zusammen, was einmal als ihre Stärke galt: die Weigerung, sich auf das körperliche Geschlecht einzulassen. (Scott 2001:39ff.)

⁴ zur Genese dieser Koppelung in Deutschland und Frankreich, siehe Honegger 1991

⁵ Allerdings wird das Ausmass dieser (empirisch nachgewiesenen) Unterschiede meist weit überschätzt: „A striking conclusion emerges. [...] In fact the main finding, from about eighty years of research, is a massive psychological *similarity* between women and men in the populations studied by psychologists. Clear-cut block differences are few, and confined to restricted topics. Small differences-on-average, in the context of very large overlapping of the distributions of men and women, are usual even with traits where differences appear fairly consistently. If it were not for the cultural bias of both writers and readers, we might long ago have been talking about this as “sex similarity” research.” (Connell, 1987:170, Hervorhebung ebenda)

Auch wenn diese Analyse von Joan W. Scott inspiriert ist von einem Alptraum (Scott 2001:42), entblösst sie eine Tücke der Kategorie „gender“, auf die man zwangsläufig stossen muss, wenn man sich mit dem menschlichen Körper aus einer gender-Perspektive auseinandersetzt⁶: der Körper ist immer noch da! Wenn er ausserhalb des sozialwissenschaftlichen Feldes platziert wird, dann wird er zum Studienobjekt der Biologie. Und damit – so Scott weiter – reproduziert sich in der Unterscheidung zwischen sex und gender einmal mehr der Dualismus von Körper und Geist, von Natur und Kultur.⁷ Doch dieser Körper ist für die Sozial- und Geschlechtswissenschaften äusserst relevant denn er ist involviert in die alltägliche Konstruktion von Geschlecht in der Interaktion und in der Interpretation der Welt und seiner und ihrer selbst.⁸

Diese Arbeit betrachtet folglich die Herstellung von Geschlecht als eine alltägliche Praxis, in der sich körperliche, geistige und soziale Akte unentwirrbar vermischen. Oder noch einmal in den Worten von Scott:

Wenn dem so ist, dann müsste vielleicht die Verschmelzung von *sex* und *gender* im alltäglichen Sprachgebrauch begriffen werden als eine Korrektur der «falschen» Auffassung von biologischem Geschlecht und Natur als transparente Wesenheiten ausserhalb von «Kultur». Stattdessen müssten beide, das biologische wie das soziale Geschlecht, als komplex miteinander verflochtene Wissenssysteme begriffen werden. (Scott 2001:48)

⁶ Deshalb stösst auch Carol Hagemann-White darauf. Sie formuliert diese Tücke folgendermassen: „Denn wenn es zutrifft, wie diese Studien herausarbeiten, dass sogar die Zugehörigkeit zur sozialen Kategorie der Frauen (bzw. der Männer) unabhängig von der Körperlichkeit möglich ist, wenn diese Zugehörigkeit zu keiner Zeit festgeschrieben, sondern auf symbolischer Ebene in der Interaktion kontinuierlich vollzogen wird, müssen wir uns fragen, worauf wir uns eigentlich mit unserem Begriff »Frau« [bzw. »Mann« für den Kontext dieser Arbeit, AG] beziehen.“ (Hagemann-White 1993:70)

⁷ In ihrem Buch „Persons and Bodies“ leistet Lynne Rudder Baker einen Versuch, das Verhältnis von der Person zu ihrem Körper – traditionell als das mind/body-Problem bekannt – auf eine neue Art zu bestimmen. Sie argumentiert für eine neue Art Relation, die zwischen der Identität und der Verschiedenheit von zwei Objekten angesiedelt ist und nennt diese Beziehung „Konstitution“. Baker zufolge wird demnach jede menschliche Person von einem menschlichen Körper konstituiert, Körper und Person befinden sich in der engsten, denkbaren Relation – abgesehen von der Identität. Auch wenn Baker in ihrer Theorie die Person nicht einfach als eine soziale Konstruktion betrachtet, lassen sich aus ihrer Konzeption der Verbindung von Körper und Person Anhaltspunkte gewinnen, wie zwei Entitäten eigenständig bleiben und doch auf engst mögliche Weise mit einander interagieren und sich gegenseitig beeinflussen können.

Mit der Konstitutionsbeziehung sind natürlich verschiedenste Annahmen und Implikationen verknüpft, auf die ich hier nicht eingehen kann. Trotzdem halte ich die Lektüre von Baker (2000) aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive – gerade auch im Hinblick auf das Verhältnis von konstruiertem Geschlecht zum biologischen Körper – für äusserst fruchtbar.

⁸ vgl. dazu auch den Abschnitt zur Begriffsbestimmung von „Körper“ auf Seite 9f. in dieser Arbeit

2.12 Mann und Männlichkeiten⁹

„Männlichkeit ist kein kohärenter Gegenstand, an dem man eine generalisierende Wissenschaft entwickeln könnte. Nichtsdestotrotz ist es möglich, zu kohärentem Wissen zu gelangen. Wir müssen den Betrachtungshorizont erweitern und Männlichkeit nicht als isoliertes Objekt verstehen, sondern als Aspekt einer umfassenden Struktur. (Connell 2000:87)

In der einschlägigen Literatur wurden und werden verschiedenste Ansätze vorgeschlagen, wie man das Mannsein theoretisch fassen kann:

- Essentialistische Definitionen versuchen die universale Essenz des Mannseins zu bestimmen. Sie finden sich häufig in (pseudowissenschaftlichen) soziobiologischen Erklärungsversuchen. Wenig täuscht darüber hinweg, dass die Benennung dieser Essenz höchst spekulativ ist und wahrscheinlich mehr über den AutorInnen einer Theorie aussagt als über Männlichkeiten...
- Normative Bestimmungen von Männlichkeit sind mit obigen oft verwandt. Sie sind mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass verschiedene real existierende Männer sich dem geforderten Standard verschieden weit annähern. Man kann dann mehr oder weniger Mann sein. Zudem sind sie – genau wie essentialistische Ansätze auch – tendenziell „konservativ“ und nicht geeignet, Veränderungen im Denken und Verhalten eben dieser real existierenden Männer wahrzunehmen.
- Positivistische Ansätze (wie zum Beispiel die Geschlechtsrollentheorie) betonen das faktische Verhalten von Männern und definieren Männlichkeit als das Verhalten, das Männer an den Tag legen. Auch dieser Zugang greift zu kurz, indem er (a) verschiedenen (individuellen, rivalisierenden) Männlichkeiten nicht gerecht werden kann, (b) bei der Konstruktion der benötigten Messinstrumente bereits auf einen Begriff des männlichen bzw. weiblichen Verhaltens zurückgreifen muss und (c) Männer und Frauen als homogene Blöcke betrachten muss, in denen es keine „weiblichen Männer“ und „männlichen Frauen“ geben darf.
- Semiotische Theorien bezeichnen das Männliche als den Ort der symbolischen Autorität in der Sprache, als den im Gegensatz zum Weiblichen nicht markierten Begriff. Auch wenn dieser Ansatz für Analysen der Gesellschaftsstruktur ausserordentlich gut geeignet ist, entgleitet dieser Analyse (und das ist eine Kritik an strukturalistischen Arbeiten zu Geschlechterfragen ganz allgemein¹⁰) die auf der Mikroebene erlebte Alltagswelt, indem sie die Persönlichkeitsebene negiert.

Es scheint also gar nicht so einfach zu sein, einen theoretischen Rahmen zur Bestimmung des Männlichen zu schaffen. Auffällig ist aber sicher, dass sich vom Männlichen nur sinnvoll sprechen lässt relativ zum Weiblichen.¹¹ Mit dem Männlichen wird eine Position, eine Konfigu-

⁹ Ich verwende in dieser Arbeit bewusst durchgängig den Begriff „Männlichkeiten“, um den Eindruck zu vermeiden, dass es etwa „eine richtige Art, ein Mann zu sein“ gäbe. Ausnahmen zu diesem Gebrauch der Sprache nehme ich einzig dann vor, wenn vom Männlichkeitsentwurf eines Individuums die Rede ist.

¹⁰ siehe dazu ausführlich Bourdieu (1976)

¹¹ Gegen diese Feststellung regt sich schnell Widerspruch. Denn immerhin wurde vorhin von der sozialen Konstruktion der Geschlechtlichkeit gesprochen. Nichts hindert daran, verschiedenste Geschlechter zu konzipieren – und das wurde ja auch mehrfach schon vorgeschlagen. Dennoch hält diese Arbeit an einem „symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White 1984) fest. Denn dieses ist in unserem Alltagsdenken tief fundiert. Das Geschlecht ist eine Kategorie, die unsere Gesellschaft auf allen Ebenen durchzieht und sowohl auf der Mikro- wie auch auf der Makroebene derselben eine grosse Bedeutung hat. Es gilt deshalb, in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis eine „doppelte Blickrichtung“ beizubehalten: „Ich begeben mich beim Interview [...] in die Alltagswirklichkeit, in der die Konstruktion des Geschlechts real unsichtbar ist. Bin ich jedoch erst einmal »innen drin« im gemeinsamen, interaktiven Vollzug, verschwinden die

ration in einem historisch gewordenen Geschlechterverhältnis besetzt. Robert W. Connell spricht deshalb von Männlichkeiten wie auch von Weiblichkeiten als Geschlechterprojekten¹², die durch die gelebte Praxis auf einander einwirken und sich gegenseitig bedingen. Wenn also von verschiedenen Männlichkeiten die Rede ist, dann wird damit implizit auf das Geschlechterverhältnis und die Relationen zu verschiedenen Weiblichkeiten verwiesen.

2.13 Körper

Der Körper ist auch in seiner reinen Körperlichkeit von grosser Bedeutung. Er altert, wird krank, geniesst, zeugt und gebärt. Es gibt eine nicht reduzierbare körperliche Dimension in Erfahrung und Praxis. (Connell 2000:71)

Der Körper ist real, betastbar, empirisch nachweisbar. Er hat eine wichtige Bedeutung „für die *kulturelle Deutung* des sozialen Geschlechts“ (Connell 2000:73, Hervorhebung AG). Körper und soziales Geschlecht interagieren, durchmischen und verwirren sich in der Interpretation von Geschehnissen.¹³ Besonders einleuchtende Beispiele für diesen Befund finden sich beim Sport, bei der Arbeit oder in der Sexualität. Der Körper stellt für jede Analyse des Geschlechts eine unentrinnbare Realität dar.

Ich würde daraus schliessen, dass wir dem Körper nicht enttrinnen können, wenn es um die Konstruktion von Männlichkeit geht; aber wenn etwas unentrinnbar ist, heisst das noch nicht, dass es unveränderbar sein muss. Der körperliche Prozess wird Teil der sozialen Prozesse, und damit auch ein Teil der Geschichte (der persönlichen wie der kollektiven) und ein möglicher Gegenstand von Politik. Aber damit kehren wir nicht zu der Vorstellung vom Körper als Landschaft [zu einer rein semiotischen Konstruktion des Körpers, AG] zurück. Der Körper kann sich dem sozialen Symbolismus und seiner Kontrolle auf verschiedenste Weisen widersetzen. (Connell 2000:76)

Wir können uns das Verhältnis von Geschlecht und Körper vorstellen als das zweier Entitäten, die auf verschiedenen Ebenen agieren und sich wechselseitig beeinflussen. Wacquant (1998:329) spricht – auf Bourdieu verweisend – davon, wie soziales Handeln in der soziologischen Theorietradition oftmals „over-intellectualized“ werde. Er spricht den „bodily doings and feelings“, die es zu untersuchen gelte, um den Körper (in seinem Falle den des Boxers) sozialwissenschaftlich fassbar zu machen.¹⁴ In eine ähnliche Kerbe schlägt Robert W. Connell:

Die Soziologie bewegt sich zum grössten Teil immer noch in einem Descartes'schen Universum mit einer scharfen Trennung zwischen dem erkennenden, denkenden Geist und dem mechanischen, vernunftlosen

Kriterien dafür, *welche* Äusserungen oder Verhaltenselemente zur Geschlechtskonstruktion beitragen oder durch die Notwendigkeit hervorgerufen werden, das Geschlecht besser kenntlich zu machen. Die »Geschlechterrelevanz« dessen, was meine »Forschungsobjekte« tun und lassen, müsste ich vorgängig identifiziert haben, um meine Aufmerksamkeit im Untersuchungsprozess selbst darauf lenken zu können.“ Hier und in der anschliessenden Interpretation, in der die zur Geschlechtskonstruktion beitragenden Elemente identifiziert und analysiert werden, vollzieht sich das „Aussen“. (Hagemann-White 1993:74., Hervorhebungen ebenda).

¹² siehe dazu Connell (2000:92ff.)

¹³ Dies wird sehr schön deutlich in der Analyse eines Interviewausschnitts in Connell (2000:73f.)

¹⁴ Und wenig später: „In this respect – and in numerous others – boxers offer us but an exaggerated, idiosyncratic, instantiation of a generic social process. They show *how we learn morality: with and through our bodies*, by attaching deeply felt, visceral, »prepredicative« reactions of disgust or attraction, rejection or assent, sympathy or antipathy, to definite classes of events, actions, and circumstances.“ (Wacquant 1998:346). Ein weiteres Beispiel dafür, wie körperliche und soziale Praxen in einander verwirrt sind und sich gegenseitig bedingen und hervorbringen.

Körper. Diskurstheorien haben diese Spaltung nicht überwinden können: sie haben Körper zu Objekten symbolischer Praxis und Machtausübung gemacht, aber nicht zu deren Teilnehmern.

Um diesem Denkschema zu entkommen, reicht es nicht, die Bedeutung der körperlichen Unterschiede geltend zu machen, so wichtig das für die neuere feministische Theorie auch gewesen sein mag. Es geht vielmehr darum, sich die aktive Mitgestaltung (agency) von Körpern bei sozialen Prozessen bewusst zu machen. (Connell 2000:79f.)

Sichtbar wird dies darin, dass Körper nicht einfach „Opfer“ der erwähnten Praxen sind, sondern sich diesen entziehen, dagegen rebellieren können – oder natürlich auch nicht. Connell und Wacquant plädieren also dafür, menschliche Körper als Agenten der sozialen Praxis zu betrachten. Durch soziale Praxis wiederum werden Strukturen geschaffen bzw. erneuert, in denen sich dann auch Körper wieder bewegen müssen. So befinden sich Körper und Gender in einem ontoformativen¹⁵ Geflecht, in dem in den herrschenden Praxen laufend die Strukturen für beide (re)konstituiert werden.

Ich gehe in dieser Arbeit davon aus, dass die Praxen, die Männlichkeiten konstruieren, in diesem Sinne ontoformativ sind. Sie konstituieren eine Welt mit einer körperlichen und einer sozialen Dimension.¹⁶

¹⁵ Der Begriff „ontoformativ“ geht zurück auf Karel Kosik (1976, zitiert in Connell 2000:84). Er wird dort wie folgt eingeführt: „Die Praxis findet nie in einem luftleeren Raum statt. Sie steht immer in Wechselwirkung mit Situationen, die so strukturiert sind, dass sie bestimmte Möglichkeiten zulassen und andere ausschließen. Die Praxis hat auch kein Vakuum zur Folge sondern eine ganze Welt. Durch Handeln überführen wir die Ausgangssituation in eine neue Situation. Praxis konstituiert und rekonstituiert Strukturen. Menschliche Praxis ist [...] ontoformativ. Sie erschafft die Wirklichkeit, in der wir leben.“ Siehe dazu auch Bourdieu (1976:181ff.)

¹⁶ Doch damit war erst vom individuellen Körper die Rede – zu Recht auch, denn um diesen geht es in erster Linie in dieser Arbeit. Doch kollektive Bilder, Wunsch- und Wertvorstellungen, Darstellungen und Symbole wirken ebenfalls auf die individuellen Körper ein, formen, gestalten, verändern sie. Es darf deshalb an dieser Stelle der Hinweis darauf nicht vergessen werden, dass der Körper darüber hinaus auch eine symbolische und eine politische Bedeutung hat. Scheper-Hughes und Lock führen diese Konzepte in ihrer medizinanthropologischen Arbeit „The Mindful Body“ wie folgt ein:

„[...] the **social body**, referring to the representational uses of the body as a natural symbol with which to think about nature, society, and culture, as Mary Douglas (1970) suggested. Here our discussion follows the well-trodden path of social, symbolic, and structural anthropologists, who have demonstrated the constant exchange of meanings between the „natural“ and the social worlds. [...]

The **body politic**, referring to the regulation, surveillance, and control of bodies (individual and collective) in reproduction and sexuality, in work and in leisure, in sickness and other forms of deviance and human difference. [...] In all of these polities the stability of the body politic rests on its ability to regulate populations (the social body) and to discipline individual bodies.“ (Scheper-Hughes/Lock, 1987:7f.)

Diese Konzepte seien hier fürs erste einmal eingeführt. Wenn ich in der Folge allerdings von Körpern spreche, wird immer der Körper eines Individuums gemeint sein. Ansonsten werde ich auf den „sozialen Körper“ oder auf den „body politic“ Bezug nehmen. Inwiefern sie für die hier behandelte Thematik doch von Belang sind, darauf werde ich im auswertenden Schlussteil auf Seite 65 dieser Arbeit noch einmal zu sprechen kommen.

Scheper-Hughes und Lock – und die von ihnen so geprägten Begriffe – stehen hier für eine ganze Reihe von Arbeiten, die eine ähnliche Zielrichtung haben, die verschiedenen (Aspekte von) Körper(n) aber anders ausdifferenzieren und/oder benennen. Beispiele sind „Körper“ und „Leib“ (Barbara Duden); „individueller Körper“ und „sozialer Körper“ (Mary Douglas); „biologisch-physiologischer Körper“, „sozial konstruierter Körper“, „Körper als Set sozialer Alltagspraktiken“, „Körper als Zeichensystem“ und „Körper als Effekt von Macht“ (Bryan Turner)...

2.14 Macht und Gewalt

Macht, nach Max Webers bekannter formaler Definition „die Chance, innerhalb einer soz. Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“. ¹⁷

Gewalt, (von ahd. waltan „herrschen“), die Anwendung von phys. u. psych. Zwang a) als Ausdruck von Aggressivität, b) als legitimes oder als unrechtmässiges Mittel zur Begründung, Aufrechterhaltung oder zur Überwindung bestimmter Macht- und Herrschaftsverhältnisse. ¹⁸

Macht und Gewalt können sehr nahe bei einander liegen. Das wird in den obigen Definitionen bereits sichtbar. Das von mir konsultierte dtv Lexikon ¹⁹ macht diese Nähe noch expliziter, indem es unter dem Stichwort „Gewalt“ zwischen den lateinischen Ausdrücken *potestas* (ein „Merkmal vieler Macht- und Herrschaftsbeziehungen“, z.B. die Amtsgewalt, Staatsgewalt oder militärische Gewalt) und *violentia* („die rohe, auch verbrecher. Gewaltsamkeit“) unterscheidet. Im heute herrschenden Geschlechterverhältnis haben wir es zu tun mit einem Machtverhältnis. Männer haben strukturell und in vielen Fällen auch auf der Mikroebene (im Sinne der obigen Definition) Macht über Frauen. Seit ca. 30 Jahren nennt man diesen sozialen Sachverhalt dank der Benennungsleistung des Feminismus (wieder) „Patriarchat“:

Der feministischen Analyse ging es um die strukturelle Position von Männern. Die Frauenforschung dokumentierte den männlichen Einfluss auf Regierungen, Unternehmen und Medien; sie dokumentierten [sic] die besseren Arbeitsplätze, höheren Einkommen und Vermögensverhältnisse von Männern; die männliche Kontrolle über Gewaltmittel; und die übergreifende Ideologie, die Frauen zwingt, zu Hause zu bleiben und ihre Forderungen nach Gleichheit aufzugeben. [...] Das Patriarchat spielt sich natürlich auch auf einer sehr persönlichen Ebene ab. Schriften aus den Anfängen der Frauenbewegung heben die Familie als Stätte der Frauenunterdrückung hervor. [...] Mit der Zeit [...] konzentrierte sich [der westliche Feminismus, AG] auf die männliche Gewalt gegen Frauen. (Connell 2000: 60f.)

In diesem Zitat wird bereits angesprochen, dass sich die patriarchale Struktur der Gesellschaft auch in vielen Fällen auf der Mikroebene abbildet – viele Männer haben gelernt, dass dieses Machtverhältnis legitimiert sei, und meinen deshalb, dass sie es auch in ihren individuellen Beziehungen zu Frauen einfordern zu könnten. Eine viel thematisierte Form davon ist die männliche Gewalt gegenüber Frauen. Diese – oder genauer: die Körper, die sie ausüben – ist in dieser Arbeit mit thematisch. ²⁰

Es stellt sich im Anschluss an die Unterscheidungen, auf die die Definitionen uns hinweisen, nun die Frage, ob sich männliche Gewaltakte gegen Frauen noch genauer typisieren lassen. Handelt es sich um den „Ausdruck von Aggressivität“? Oder um ein „legitimes Mittel zur Aufrechterhaltung eines Machtverhältnisses“? Oder um ein „unrechtmässiges“? Geht es um *potestas* oder *violentia*? Um eine Mischung der verschiedenen Formen? Ist es für die Opfer und

¹⁷ Zitiert nach: Hillmann, K.-H.; Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag (1994:505)

¹⁸ ebenda, S. 293f.

¹⁹ dtv Lexikon in 20 Bänden, Band 7: Gew-Hat, (1992:7)

²⁰ Dabei handelt es sich (gemäß obiger Definition) um die „Anwendung von phys. u. psych. Zwang“ – diese Arbeit hält also fest (im Gegensatz beispielsweise zu Oelemann/Lempert u.a.) an einem weiten Begriff der „Gewalt“. Dies scheint mir wichtig, um die Entstehung der Gewalt zu verstehen. Trotzdem setze ich mich in dieser Arbeit explizit mit Tätern von physischer Gewalt auseinander (die natürlich sicher auch – wie wir alle – Täter von psychischer Gewalt sind). Dies darum, weil ich davon ausgehe, dass sich von der physischen Gewalttätigkeit eher Rückschlüsse auf die oben beschriebenen Ebene der Macht ergeben. Das von einigen AutorInnen angeführte Argument, dass mit einem derart umfassenden Begriff der „Gewalt“ der Täter von der Übernahme seiner Verantwortung befreit werde, betrachte ich *für den therapeutischen Kontext* für durchaus wichtig und zutreffend – nicht aber für die Zielsetzungen dieser Arbeit.

für die Täter dieselbe Art von Gewalt? Und nicht zu vergessen: wer bestimmt, worum es sich handelt (womit wir wieder bei der Macht wären)?

Ich gehe davon aus, dass es sich bei der Männergewalt subjektiv nicht um einen „blossen“ Ausdruck von Aggressivität handelt, sondern um die Aufrechterhaltung²¹ eines Machtverhältnisses. Diese These beinhaltet, dass es dazu keine Rolle spielt, wer das oder die Opfer dieser Gewalt ist oder sind – es kann Frauen, Kinder, schwule Männer, Angehörige anderer Nationalitäten usw. treffen, die Gewalt an der Frau ist in all diesen Fällen „mit-gemeint“. Es wird in diesen Opfern immer *auch* die Frau getroffen. Damit werden durch diese Gewalt patriarchale Strukturen reproduziert. Es würde sich also – zumindest aus der Perspektive der Täter – um eine Mischung aus *potestas* oder *violentia* handeln – wenn nicht gar um „reine“ *potestas*! Diese These gilt es anhand der Interviews zu bestätigen oder zu entkräften.

²¹ Ob dieses Mittel für die Täter bewusst ein legitimes oder ein (eigentlich) unrechtmässiges ist, wird sich am empirischen Material zeigen.

2.2 Zur Sozialisation des Mannes²²

Seit ungefähr 30 – insbesondere aber in den letzten zehn – Jahren setzen sich immer mehr Wissenschaftler zum Ziel, von verschiedenen Fachrichtungen her an einer „Wissenschaft vom Mann“ zu arbeiten. Dies hatte unter anderem zur Folge, dass die männliche Sozialisation einer genaueren Untersuchung unterzogen wurde. Auf die dabei zu Tage geförderten Erkenntnisse möchte ich in der Folge aus einer Perspektive der kritischen Männerforschung zusammenfassend eingehen.²³

2.21 Mit welchen Schwierigkeiten sehen sich Jungen im Laufe ihrer Sozialisation konfrontiert?

Schon sehr früh merken Jungen und Mädchen, dass mit den Konzepten „Mann“ und „Frau“ generell ein Spannungsfeld von Eigenschaften aufgezogen wird: aktiv – passiv, rational – emotional, selbstbestimmt – abhängig, aussen – innen, stark – schwach... Sie stellen auch fest, dass sie von Erwachsenen und Jugendlichen anders behandelt werden als Kinder des andern Geschlechts.

Kennzeichnend für die männliche Lebensbewältigung ist, dass das Mannsein mit Verhaltensanforderungen verbunden ist, die den Männern den Zugang zu ihren Gefühlen erschweren. Dadurch, dass Emotionalität den männlichen Prinzipien von Rationalität, Autonomie und Funktionsfähigkeit zuwiderzulaufen scheint, sehen sich viele Männer gezwungen, ihre Emotionen zu verdrängen, um nicht als unmännlich zu gelten. Bei sich selbst wahrgenommene Empfindungen der Hilflosigkeit, Angst, Schwäche und Verletzlichkeit werden mittels psychischer Abwehrmechanismen ins Unbewusste verdrängt und/oder nach aussen geleitet und auf andere projiziert. Die Abwehr und Abwertung der Gefühle – und damit auch des Weiblichen – und die gleichzeitige Überhöhung des Männlichen als Inbegriff rationaler und autonomer Lebensführung bildet ein Grundmuster männlicher Sozialisation.

²² In diesem Kapitel beziehe ich mich auf folgende Literatur: Böhnisch/Winter (1997), Geu (2002b), Halbright (1998:26ff.), Hagemann-White (1984), Schnack/Neutzling (2000) und auf persönliche Gespräche mit vielen Männern. Explizite Angaben werden aber nur bei Zitaten geliefert.

²³ Die Betrachtung der Sozialisation unter geschlechtsspezifischer Perspektive ist durchaus nicht unbestritten. So schreibt Carol Hagemann-White: „1991 nun verweist sie [Helga Bilden, AG] die Vorstellung einer weiblichen [bzw. – im Kontext dieser Arbeit – männlichen] Sozialisation insgesamt als seinerzeit sinnvolles, heute aber unbrauchbares Konzept in die Geschichte der Frauenbewegung zurück. Fragen nach gesellschaftlicher Einwirkung auf die Entstehung geschlechtstypischer Muster im Verhalten, Denken und Gefühlsleben »laufen fast zwangsläufig auf die Konstruktion eines männlichen und eines weiblichen Sozialcharakters hinaus« (Bilden 1991, S. 279), reproduzieren so den kulturellen Geschlechterdualismus und trennen zudem unzulässigerweise zwischen Individuum und der es formenden Gesellschaft. Heute sei die Entwicklung der Individuen, gerade auch im Hinblick auf ihr Geschlecht, als »Selbstbildung in sozialen Praktiken« zu deuten.“ (Hagemann-White, 1993:68) Ich bin mit Bildens befund durchaus einverstanden und sehe meine Darstellung nicht im Widerspruch zu ihrer Kritik. In Anlehnung an Böhnisch/Winter (1997) geht es – wenn ich trotzdem an einem Teil zur „Sozialisation des Mannes“ festhalte – um die Nachzeichnung von Spannungsfeldern, widersprüchlichen Konzeptionen, mit denen ein aufwachsender Mann im Zentraleuropa am Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert typischerweise konfrontiert wird. Gerade in diesen Konfrontationen wird eine geschlechtsspezifische Identität (und damit soziale Praxis) vom Individuum selbst gebildet. Doch braucht es dazu – wie gesagt – die *Konfrontation*; und in dieser Konfrontation wird bereits gespiegelt: „Du bist ein Junge (Mädchen), also sei ein Mann (eine Frau)!“

2.211 Sozialisation im Kindesalter

Die Tendenz zur Negation und Abwertung des Emotional-Weiblichen ist bereits in den frühkindlichen Entwicklungs- und Sozialisationsprozessen zu beobachten. Das Aufwachsen der Jungen im familiären Rahmen ist durch die Suche nach der eigenen, als männlich definierten Geschlechtsidentität bestimmt. Hierzu ist es notwendig, die frühkindliche Identifikation mit der Mutter als primärer Bezugsperson aufzugeben und sich dem Vater zuzuwenden, um in ihm eine Orientierungshilfe auf dem Weg zum Mannwerden zu finden. Da dieser jedoch in vielen Fällen die meiste Zeit abwesend ist und sich während seiner Anwesenheit oft wenig um die familiäre Beziehungsarbeit kümmert, fehlt dem Knaben die Bezugsperson, mit der er sich identifizieren könnte. Der Vater tritt den Kindern meist als „Wochenendvater“ entgegen, dessen alltägliche Nöte in der Arbeitswelt kaum sichtbar werden. Das Fehlen an männlichen Bezugspersonen wird auch außerhalb der Familie nicht wettgemacht, da Männer in Kindergärten, Primarschulen und Krippen stark untervertreten sind. Knaben wachsen deshalb in den ersten Lebensjahren in der Regel in einer femininen Umwelt auf, die ihnen nur wenig konkrete Hinweise zur Bestimmung der eigenen Geschlechtsidentität gibt.

Männlichkeiten erscheinen dem kleinen Jungen somit als abstraktes Prinzip. Zur Bestimmung der eigenen Männlichkeit ist er auf eine „Umwegdefinition“ angewiesen: Mannsein heisst Nicht-Frau-Sein. Was aber das Mannsein abgesehen von dieser Negation ausmacht, bleibt relativ unbestimmt. Oftmals summieren sich das einseitige Vaterbild, „Heldenbilder“ aus den Medien und die Botschaft männlicher Überlegenheit und Stärke aus der Umwelt zu einem idealistisch überhöhten Bild des Mannseins – ein Bild, das den Jungen zusehends dazu führt, Emotionen abzuwerten und die weiblich konnotierten Aspekte seines Selbst zu negieren.

2.212 Sozialisation im Jugendalter

Dieses Spannungsverhältnis akzentuiert sich in der Adoleszenz. Mit der Ablösung vom Elternhaus und der kindlichen Lebenswelt gewinnen die sozialisatorischen Einflüsse der Gleichaltrigengruppe an Bedeutung. Dabei stellt insbesondere die männliche Jugendclique einen sozialen Bereich dar, in dem die Festigung eines maskulinen, sich vom Weiblichen abgrenzenden Selbstbildes stattfindet. Kennzeichen dieser Cliques sind Abgrenzung gegen aussen; hierarchische Strukturen; männliche Kumpelhaftigkeit; Zelebrieren tradierter Männlichkeitsideale; Initiationsriten, um als vollwertiges Mitglied der Gruppe akzeptiert zu werden; Abwertung des Weiblichen; und Verfemung von Homosexualität.

In diesen Gruppen – aber auch im Sportverein, später am Stammtisch, im Militärdienst, in der Arbeitswelt – lernen die heranwachsenden Männer, wie sie sich darzustellen haben, um vom sozialen Umfeld als Mann anerkannt zu werden. Diese Anerkennung hat jedoch einen höchst prekären Charakter. Sie kann jederzeit wieder verlustig gehen, so dass man sich fortwährend gezwungen sieht, so zu funktionieren, wie es von einem Mann erwartet wird. Dieses Funktionieren-Müssen²⁴ durchzieht alle männlichen Lebensbereiche und ist insbesondere im

²⁴ Diese Denkweise wird gestützt und im Alltagsdenken verankert durch die Metapher des Körpers als Maschine: „Der Körper »funktioniert« und »arbeitet«. Die Forscher entdecken im Verhalten einen biologischen »Mechanismus«. Die »Schaltkreise« des Gehirns produzieren Männlichkeit; Männer sind genetisch zur Dominanz »programmiert«; Aggression ist Teil unseres »Biogramms«. Sowohl akademische als auch journalistische Texte sind mit solchen Metaphern gespickt.“ (Connell 2000:68) Meines Erachtens liegt in dieser Redeweise eine Verwirrung zwischen Huhn und Ei vor.

Jugendalter von der ständigen Angst begleitet, zu versagen, nicht „seinen Mann zu stehen“ und deshalb von den anderen verachtet und ausgeschlossen zu werden. Mann zu sein, beinhaltet somit die konstante Warnung davor, sich nicht der eigenen Emotionalität hinzugeben, um die Kontrolle über sich selbst nicht zu verlieren.

Aus diesem typischen Sozialisationsverlauf ergibt sich für viele Knaben ein starker Druck, die von aussen an sie herangetragenen Geschlechtserwartungen zu erfüllen. Die Problematik dieses typischen Verlaufs zeigt sich beispielsweise in folgenden Symptomen, die auch in der breiten Öffentlichkeit regelmässig als zu lösende Fragen thematisiert werden:

- Was männliches Verhalten ist, muss „abgeguckt“ werden. Dafür bieten sich drei Möglichkeiten an: erstens orientieren sie sich an den älteren Jungen, die aber ihrerseits sehr stark auf der Suche nach und am „Ausprobieren von Männlichkeiten“ sind; zweitens bietet sich eine „identificatio ex negativo“ an, die männliches Verhalten als das Gegenteil von weiblichem Verhalten zu fassen sucht und demzufolge all das, was Mädchen und Frauen machen, für sich ablehnt; drittens besteht auch die Möglichkeit, sich an Medienphantasien (Sport-, Musik- oder Actionstars...) zu orientieren. So schreiben sich Unsicherheit, Frauenfeindlichkeit und die Angst vor dem Versagen in die Bilder und Vorstellungen von Männlichkeiten mit ein.
- Dies hat als weiteren Punkt auch zur Folge, dass sich Jungen vom „Femininen“ abzugrenzen haben. Einzelne Jungen, die dies nicht machen, die von ihrer Umgebung als zu weich, zu schwach oder zu sensibel wahrgenommen werden, bekommen das mittels Sanktionen zu spüren. Diese Sanktionen können Ausgrenzung, Auslachen, Demütigungen oder auch Übernahmen wie „Muttersöhnchen“, „Schwuchtel“²⁵ oder „Mädchen“ umfassen.
- Oft lernen Buben sehr schnell und effizient, dass Männlichkeiten in dieser Gesellschaft stark an Leistungsfähigkeit gekoppelt sind. Wer seine Leistung nicht bringt, ist ein Versager. „Wenn der Sieg ein Kriterium für Männlichkeit ist, dann zeigt eine persönliche Niederlage die eigene Unmännlichkeit“ (Schnack/Neutzling, 2000:40). Dies hat zum Beispiel zur Folge, dass Buben in der Schule viel seltener als Mädchen zu Verständnisschwierigkeiten stehen können und oftmals die eigene Leistungsschwäche durch Imponiergehabe und aggressives Auftreten zu kompensieren versuchen – so schaffen sie sich Bereiche, in denen sie an den eigenen „Triumphen“ Fragen und Zweifel an ihre(r) Männlichkeit widerlegen können.
- Der „Mythos des angstfreien Helden“ (Schnack/Neutzling, 2000:50), des „Indianers, der keinen Schmerz kennt“, lastet nach wie vor stark auf den Knaben. Sie werden im Vergleich zu Mädchen weniger lang und weniger oft getröstet, wenn ihnen etwas zugestossen ist.²⁶ Handkehrum werden Jungen viel stärker ermutigt, sich zu wehren bzw. für aggressives, nicht-soziales Verhalten belohnt.²⁷ Dies führt dazu, dass viele Buben ihre Schmerzen, Angst- und Trauergefühle verdrängen (womit auch ihre Fähigkeit zur Empathie stark beeinträchtigt wird) und dass das Mass an Mut und Tapferkeit als ein Mass an Männlichkeit

²⁵ Dieser Ausdruck verweist darauf, wie stark auch das Konzept der Homophobie in die männliche Sozialisation verwoben ist. Typischerweise läuft die Abwertung von Frauen mit derjenigen von Homosexuellen parallel. Dies zeigt sich insbesondere in der Adoleszenz, in der (verbale und physische) Gewalt von jungen Männern gegen Frauen oft einhergeht mit Gewalt gegen schwule (oder für schwul gehaltene) Männer. Ein guter Überblick über die Bedeutung der Homophobie in der männlichen Sozialisation findet sich bei Böhnisch/Winter (1993:70ff.), bei Connell (2000:99) oder bei Schnack/Neutzling (1990:264ff.)

²⁶ siehe z.B. Hagemann-White (1984)

²⁷ siehe z.B. Schnack/Neutzling (2000:47ff.) und Böhnisch/Winter (1997:61f.)

interpretiert wird. Dies hat wiederum starken Einfluss auf die Art der Konfliktlösung, die den Knaben akzeptabel erscheint, und auf ihre Konfliktfähigkeit überhaupt.

- Weil die verletzlichen, schwachen und zärtlichen Anteile unter Jungen nur sehr schwer gezeigt werden können, fehlt ihnen oftmals die Sprache, um über diese Themen adäquat kommunizieren zu können. Dies wirkt sich häufig in Krisen- oder Konfliktlösungssituationen aus, in denen Mädchen viel differenzierter und feinfühlicher über ihre Nöte oder Sorgen sprechen können. Oft fällt auch auf, dass ein Knabe, wenn man mit ihm allein spricht, ganz andere Seiten zeigen kann als in einer Gruppe, in der er von seinen Kameraden beobachtet (und „überwacht“) wird.
- Oftmals implizit - aber deshalb nicht weniger stark - tritt auch die Forderung an die Knaben heran, Mädchen und Frauen zu übertreffen. Diese Forderung widerspricht aber meistens dem subjektiven Erleben der Knaben, die den Vorsprung der Mädchen auf der körperlichen, sozialen und oft auch schulischen Ebene durchaus wahrnehmen. Dieser Widerspruch zur tief verinnerlichten „Überlegenheitsforderung“ verwirrt die Jungen und setzt sie unter Druck. Eine nahe liegende Reaktion ist es, sich in Cliquen zu organisieren, die jedem einzelnen Mitglied ein Gefühl der Stärke bieten können.²⁸ Diese Peergruppen sind äusserst hierarchische und intern überwachte Gebilde, die dem Einzelnen wenig Spielraum für nichtkonformes Verhalten lassen. Dennoch ist das Bedürfnis nach Stärke und Sicherheit oft grösser als der Leidensdruck.

2.22 Körper-Sozialisation

Dieser knappen Zusammenfassung lässt sich entnehmen, dass auch die entstehende Wissenschaft vom Mann über blinde Flecken verfügt. Ein typischer blinder Fleck ist der Körper!²⁹ Es scheint mir deshalb für diese Arbeit wichtig, die Erkenntnisse der männlichen Sozialisationsforschung explizit auf den Körper anzuwenden und mit diesem in Relation zu bringen.

Klaus Theweleit geht in seiner Analyse der männlichen „Körpertransformation“ in der Sozialisation von den Institutionen aus, die seiner Ansicht nach zutiefst von einem männlichen Denkstil³⁰ geprägt sind. Die einzige Ausnahme hierzu bildet die Institution der Mutterschaft – gleichwohl auch sie einem männlichen Zugriff qua Gesetzgebung unterliegt.

²⁸ Die andere nahe liegende Reaktion – nur allzu oft verbunden mit der Peer Group – ist wiederum die Abwertung der Mädchen: „Mädchen sind in ihrer sprachlichen Entwicklung weiter als die Jungen? Quatschtanten! Quasselstrippen! – Höhere soziale Kompetenz von Mädchen? Typisch Mädchen, schmeicheln sich beim Lehrer ein! – Mädchen haben in verschiedenen Altersstufen deutlich erkennbare Wachstumsvorsprünge? Weiber sind sowieso blöde! – Mädchen bringen gleich gute oder bessere Schulnoten, obwohl sie deutlich weniger Aufmerksamkeit bekommen? Hab eh kein' Bock auf Schule!“ (Schnack/ Neutzling, 2000:40)

²⁹ Zu den löblichen Ausnahmen, die es hier zu erwähnen gilt, zählen die Bücher von Robert W. Connell und Klaus Theweleit. An diese beiden Autoren halte ich mich denn auch im folgenden Abschnitt. Besonders hilfreich ist für diese Thematik Theweleits Essay „Männliche Geburtsweisen. Der männliche Körper als Institutionenkörper“. Sein Ansatz ufert zwar immer wieder weit aus – gerade im Hinblick auf die hier untersuchte Thematik. Doch führt er in seinem Hang zu überzeichneter und dramatisierter Darstellung die Stossrichtung einer (symbolischen und realen) Zurichtung deutlich vor Augen und macht sie dadurch sichtbar, in ihrer abgeschwächten Form.

³⁰ Theweleit bezieht sich bei diesem Begriff auf Mary Douglas, die in ihrem Buch „Wie Institutionen denken“ (Frankfurt 1991) die These vertritt, dass auch soziale Gebilde einen eigenen, informell verankerten Denkstil aufweisen. „Der Denkstil setzt den Kontext und die Grenzen für jedes Urteil über die objektive Wirklichkeit. Zu sei-

Zwar wird „das Kind“ von einer Mutter geboren (und auch bei ihr gelassen für eine Weile), aber dann schreitet das männlich-staatliche Prinzip ein zur Korrektur dieses biologischen Unsinnns und nachbehandelt die Körper auf seine spezifische Weise. Faktisch werden die Kinder nach ein paar Jahren ihren Müttern „weggenommen“ und anderen Institutionen überantwortet, [...]

Nehmen wir den Körper des Kindes, wie er aus der Verbindung mit der Mutter kommt: Auch dieser Körper ist schon in sich gespalten, mehrpolig gespannt. Er ist mütterlich (möglicherweise auch väterlich) belebt in Hautkontakten, Zuwendungen, Fütterungen, im Spiel, er ist aber auch unbelebt, „totgestellt“ durch Strafen, Grobheit, angsterregende Eingriffe verschiedenster Art, durch Hungerphasen, Verlassenheit etc.: Diese Spaltung in einen belebten und in einen unbelebten, in einen fühlenden und in einen *anästhesierten* Teil ist jedem Körper in verschiedenen Graden und Abstufungen zu eigen. Der *institutionelle* Zugriff auf den Körper setzt meistens an an dessen anästhesierten Teilen; dort ist nicht nur der geringste Widerstand zu erwarten; dort ist sogar eine Bündniskraft am Werke: Unbelebte Teile oder Gebiete des Körpers, in denen angsterregende Eingriffe gespeichert sind, lassen sich gerne transformieren in muskuläre Reaktionsgebilde ohne Gefühle; eine strenge Umpolung aufs muskulär-motorische kann als Errettung erlebt werden vor unintegrierbaren, angstmachenden Gefühlen, die aus eigener dunkler Geschichte stammen. (Theweleit, 1995: 41f., Hervorhebungen ebenda)

Hier kann nun die männliche Sozialisationsforschung wieder anschliessen und mit Hilfe von empirischen Untersuchungen³¹ lässt sich durchaus die These vertreten, dass der männliche Kinderkörper im Schnitt zu einem grösseren Grad anästhesiert ist als der weibliche.

Doch wie funktioniert nun dieser institutionelle Zugriff auf den Männerkörper? In was wird er transformiert? Und was sind die Konsequenzen dieser Transformation? Diese Fragen stellen sich im Anschluss an Theweleits These.

Die traditionelle und wohl auch effizienteste Institution zur Transformation des Männerkörpers ist das Militär.³² An ihm lässt sich deshalb dieser Zugriff idealtypisch darstellen. Dort – und auch in anderen Institutionen – präsentiert sich als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks die physische Gewalt.³³ Dies gilt nun natürlich nicht mehr in gleichem Masse für die Gegenwart in mitteleuropäischen Gesellschaften – gleichwohl auch hier die Bereitschaft zum Militärdienst, zum Töten und Getötet-Werden, für viele Männer nach wie vor eine (oftmals abstrakte) Realität darstellt.

Heut ist der Männerkörper nach militärischen Maßstäben überwiegend entdrillt, nach dem zweiten Weltkrieg entmilitarisiert. Der Zugriff auf den männlichen Körper erfolgt nicht mehr direkt muskulär (vom Staat aus), sondern auf Umwegen: Sport, Arbeit, Disziplinierung untereinander, allgemeine Abweichungskontrolle, Klamotten, Haarschnitt, Design, dann Ordnung des Familien- wie des öffentlichen Lebens: Wo alles ohne viel Abweichung in vorgeschriebenen Bahnen läuft, bekommt der Körper auch davon eine Form. (Theweleit 1995:70)

Auch hier schliesst die männliche Sozialisationsforschung wieder mit vielen Erkenntnissen an, wie dieser Zugriff denn stattfindet. Insbesondere gelingt es ihr, den Druck zur Geschlechtskonformität, der auf heranwachsenden (und erwachsenen) Männern lastet, adäquat zum Ausdruck zu bringen. In diesem Konformitätsdruck – und in den Sanktionen, die denjeni-

nen wesentlichen Merkmalen gehört die Tatsache, dass er den Mitgliedern des betreffenden Denkkollektivs verborgen bleibt.“ (Douglas 1991:31, zitiert nach Theweleit 1995:40)

³¹ Ich verweise hier auf Fussnote 26 auf Seite 15 dieser Arbeit

³² Diese Transformationsprozesse werden ausführlich in Theweleit (2000) am Typus des soldatischen Mannes im Deutschland der Zwischenkriegszeit demonstriert.

³³ Als eindruckliche Beispiele hierzu siehe Theweleit (1995:59ff.) und insbesondere den 2. Band von Theweleit (2000:144ff.). Der Männerkörper wird in diesen Beispielen richtiggehend in seine transformierte Form gefoltert bzw. geprügelt.

gen treffen, der sich diesem Druck zu entziehen versucht – wird der gewaltsame Zugriff auf den männlichen Körper wieder sicht- und greifbar.

Und was ist nun das Produkt dieser Transformation? Auch auf diese Frage gehen verschiedene Autoren ein. Vielfach wird davon gesprochen, dass sich Jungen bereits sehr früh einen „Körperpanzer“ zulegen müssen, um sich gegen die physische und psychische Gewalt zu schützen und den Eindruck von Stärke, Unverletzbarkeit und Überlegenheit aufrecht erhalten zu können.

Die Angst vor körperlicher und psychischer Gewalt – von älteren bzw. stärkeren Knaben, aber auch zwischen Kollegen in der Clique – führt zu einer körperlichen und emotionalen Panzerung. Viel psychische Kraft wird darauf verwendet, die eigene Verletzlichkeit zu verstecken und „cool“ aufzutreten, insbesondere vor der Peergruppe. Die Gefahr, dass die verdrängten Ängste zum Vorschein kommen könnten, führt zu übertriebenen Kompensationen, zu Betäubung und abgestumpftem Mitgefühl: die Panzerung des weichen, verletzlichen Kerns des Knaben. (Halbright 1998:64f.)

Idealtypisch ist dieser Körperpanzer umgesetzt in Ernst Jüngers Utopie der „Stahlgestalt“³⁴. Die soldatischen Männer, die diesen Typus zu verkörpern trachteten, analysiert Theweleit in seinem Buch „Männerphantasien“ – Stahlgestalten, Kampfmaschinen... Zumindest phantasierte. Denn in Tat und Wahrheit wird mit Hilfe des Idealtypus der Stahlgestalt ein Modell geliefert, das Ziel eines – für die untersuchte Klientel - erstrebenswerten Weges: der Mann, der seinen Emotionen, Trieben, Irrationalitäten, Ängsten, und Abhängigkeiten „entkommen“ ist.

Der reale Körperpanzer der Männer war aber erheblich brüchiger, eben weil der Mensch ein Mensch ist. Zum „geschliffenen Kunstwerk“ brachten es die wenigsten, die meisten waren Fragmente des Drills geblieben. Ihr Panzer hatte Lücken, Unebenheiten – ihr „Ich“ dürfte entsprechend fragmentarisch [...] gewesen sein. (Theweleit 2000:206, Band 2)

Theweleit spricht in der Folge vom „Fragmentpanzer“ – und bringt so die Auseinandersetzung mit den soldatischen Männern der Zwischenkriegszeit in Deutschland auf eine Ebene, auf der sie auch für eine gegenwärtige kritische Männerforschung anschlussfähige Resultate bereitstellt. Die Kontrastierung am Idealtypus, den Theweleit in akribischer Kleinarbeit aus Biografien, Romanen und anderen Quellen der damaligen Zeit herausmeißelt, kann dem Nachdenken über heutige Männlichkeiten als Folie unterlegt werden, auf der sich neue Konturen abheben – oder eben gerade nicht...

Diese Überlegungen führen Theweleit aber auch dazu, die Entwicklung des Männerkörpers nach dem Zweiten Weltkrieg weiterzuverfolgen. Er spricht nun vom oben bereits zitierten Institutionenkörper des Mannes. Das Konzept des Institutionenkörpers nimmt Bezug einerseits auf den bereits besprochenen Transformationsprozess, der in und durch Institutionen vollzogen wird und andererseits auf die männliche Strukturiertheit von und Präsenz in diesen Institutionen.

Der männlich-institutionelle Körper erscheint im Alltag in eher „harmlosen Zügen“ als eingespieltes Gestenrepertoire. Gewisse Handbewegungen ... der Neigungswinkel des Kopfes ... der dynamisch ausladende Arm ... die wichtigen Finger ... das Ausfahren des Schritts [...] Dann dies charakteristische An- und Abschalten von Haltungen, Wahrnehmungsweisen, Anteilnahmen. Institutionenkörper schalten ein, sie

³⁴ Zitiert nach Band 2 von Theweleit (2000:158ff.), z.B. „Diesen Typ imaginierte Jünger so, als ob er keine Triebe, keine Psyche mehr hätte, nicht mehr nötig hätte, da alle Triebkräfte sich glatt und reibungslos in Funktionen des stählernen Leibes verwandelt haben – und genau darauf, scheint mir, will Jünger hinaus: auf die Utopie der Körpermaschine.“ (S. 160) Und wenig später: „Der neue Mensch ist ein Mensch, dessen Physis maschinisiert, dessen Psyche eliminiert ist; zu einem Teil ist sie in den Körperpanzer eingegangen.“ (S. 162)

schalten aus. Switch. Der eine (Körper) kommt, der andere geht. [...] Der individuelle Körper, der teilanästhesierte Körper, der institutionelle Körper leben im Männerleib unintegriert nebeneinander, Übergangslos, umschaltbar eben. (Theweleit 1995:56)

Man kann den institutionellen männlichen Körper gewissermassen als den Nachfolger der Stahlgestalt betrachten – versehen mit der These, dass die beiden kontinuierlich miteinander gekoppelt sind. Die zentralen Elemente, die beim Idealtypus der Stahlgestalt anzutreffen waren, lassen sich – zumindest in Ansätzen – auch für den institutionellen Körper postulieren: die Maschinenhaftigkeit, die beeinträchtigte Wahrnehmung von Schmerz, Verletzlichkeit und Emotionalität, die Funktion, ein fragmentiertes „Ich“ zu schützen und abzuschotten.

Damit kommen wir zur Frage, was denn die Konsequenzen dieser Transformation sind. In einem ersten Schritt lässt sich einmal feststellen, dass der (eigene) Körper für viele Männer in erster Linie ein fremdes und fernes Wesen ist.³⁵ Dies äussert sich auf vielfältige Arten – von der Körperwahrnehmung über das Suchtverhalten hin zu Statistiken über die Lebenserwartung oder das Krankheitsverhalten der beiden Geschlechter. Vielen Männern fehlt der direkte Bezug zu ihrem Körper, zu seiner Verletzlichkeit und Fragilität. Es dominiert ein instrumenteller Zugriff³⁶, der den Körper gebraucht und benutzt, solange er die von ihm erwartete Leistung zu bringen vermag.

Diese Problematik zeigt sich meines Erachtens auf exemplarische (und für das hier behandelte Thema erhellende) Weise im männlichen Umgang mit Grenzen.

Jungen bekommen zwar von ihrem Verhalten her positive Rückmeldungen: Ihr „männliches“, selbständiges und nach aussen autonom wirkendes Verhalten wird sowohl von der Mutter als auch von anderen Personen unterstützt und verstärkt. Auch gewalttätige Vorgehensweisen gehen häufig durch, ohne dass Jungen begrenzt werden und ohne dass sie hier diese wichtige Lernerfahrung ihrer Grenzen machen können. (Böhnisch/Winter 1997:61)

Klaus Theweleit bringt nun diese fehlende Erfahrung der Grenzen wiederum in einen Zusammenhang mit dem männlichen Körper. Auch der Säugling braucht „Grenzerfahrungen“, um sich mit den Grenzen des eigenen Körpers vertraut zu machen.³⁷ Theweleit postuliert einen Zusammenhang zwischen der fehlenden Versicherung über die Grenzen des eigenen Körpers und tendenziell grenzverletzendem oder gewalttätigem Verhalten.³⁸ Diesen Zusam-

³⁵ Zu zeigen, inwiefern dieser Befund durch die Entwicklungen der letzten Jahre, in denen der Zugriff auf Männerkörper in Werbung, Film, Literatur... sich auf eine zuvor nicht gekannte Weise intensivierte, bereits verändert wurde, sprengt leider den Rahmen dieser Untersuchung. Spannende Einblicke in diese Entwicklung liefert Bordo (2000).

³⁶ Was noch eine – zumindest für die Mitwelt – harmlose Vorstufe ist zum Gebrauch des Körpers als Waffe, der in vielen Studien belegt wird (vgl. z.B. Messner 1992 – zitiert in Connell 2000 – oder Wacquant 1998:331f.).

³⁷ Diese Erfahrungen macht der Säugling – nach der Entwicklungspsychologin Margaret Mahler (zitiert nach Theweleit 2000:212ff., Band 1) – in erster Linie durch häufige Berührungen und Körperkontakt; also durch die bereits oben erwähnten „belebenden Praktiken“ am Körper. Auch hier lässt sich wieder die These anbringen, dass dieses Gefühl für die eigenen Körpergrenzen bei Knaben brüchiger sei als bei Mädchen, wenn man den Studien vertraut, die belegen, dass Jungen durchschnittlich weniger in den Genuss von Körperkontakt kommen als gleichaltrige Mädchen. Ich verweise noch einmal auf Fussnote 26 auf Seite 15.

³⁸ Diesen Zusammenhang macht auch Oelemann (2000) – in einem Interview mit der Zeitschrift „Weltbild“ – auf etwas anderem Weg dingfest:

„Oelemann: Der Unterschied zwischen mir und einem Gewalttäter ist oft nur hauchdünn.

W.: Was macht dann den entscheidenden Unterschied aus?

Oelemann: Die Frage, ob Sie richtig aggressiv sein können.

W.: Wie? Ist Aggression nicht der Auslöser für Gewalt?

menhang macht Theweleit wiederum am Idealtypus der „Stahlgestalt“ dingfest. Diese erscheint für sich allein betrachtet wenig Ausdruck zu besitzen. Erst im Verbund mit anderen Stahlgestalten – in der Truppe³⁹ - entwickelt sie ihre volle, zerstörerische Kraft.

Betrachtet man die Funktionen des Ganzheitspanzers der „Stahlgestalt“ und die Funktionen des Umrisses der Ganzheitsmaschine Truppe, dann fällt auf: sie dienen als Grenze der Person zum Aussen, als Front; sie sind Organe der Realitätskontrolle, der Triebkontrolle, der Triebabwehr. Die Abwehrfunktionen gegen bedrohliche Gefühle wie auch das Denken erscheinen als vom Körperpanzer [...] auszugehen bzw. von der Körperform der Ganzheitsmaschine Truppe, in die das Einzelteil sich fügt.

Nach der Freudschen zweiten Topik vom psychischen Apparat sind das sämtlich Funktionen, die von der psychischen Instanz des „Ich“ wahrgenommen werden sollen.

Dass die soldatischen Männer ein „Ich“ im Freudschen Sinne [...] nicht haben können, weil sie diese „Stufe“ nie erreicht haben, war am Ende des ersten Kapitels von Band eins klar geworden. Woher sie ihre „Realitätstüchtigkeit“ bekommen haben, warum sie nicht in „autistischen“ Psychosen verkümmert sind, hatte sich daraus als Frage ergeben. [...] Ich vermute, der schmerzhafte Zugriff äusserer Instanzen hat sie dazu gezwungen, ihre Peripherie zu besetzen. Prügelnde Eltern, Lehrer, Lehrherren, die Prügelhierarchien der Jugendlichen, das Militär haben sie ständig an die Existenz ihrer Peripherie erinnert (ihnen ihre Grenzen gezeigt), [...]. Der Körperpanzer der Männer wäre demnach ihr Ich. (Theweleit 2000:164f., Band 2)

Und so schliesst sich wieder ein Bogen zum institutionell ge- bzw. verformten Körper des Mannes...

Natürlich gehe ich nicht davon aus, dass sich dieses trübe Fazit als Befund für die „Befindlichkeit der Männer“ verallgemeinern lässt. Es handelt sich dabei ja um eine idealtypische Herangehensweise. Sehr wohl aber dient es mir als Appell, mich bei der Auswertung und Analyse der Interviews mit Männern nicht von einem oberflächlich aufrecht erhaltenen Schein, von einer vorgespilten Funktionstüchtigkeit blenden zu lassen. Zu sehr ist diese Aufrechterhaltung der Funktionstüchtigkeit in die Rollenerwartung an Männer eingeschrieben. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang, den Fokus zu richten auf den „schmerzhafte(n) Zugriff äusserer Instanzen“, zu denen vielleicht – ganz den eingespielten und angelernten Verdrängungs- und Projektionsmechanismen folgend – durch mehrere Schichten hindurch ein Weg gegraben werden muss.

Der Kleinkindkörper ist, zunächst, kein tötendes Wesen. Man übersieht immer, dass auch kleine heranwachsende Jungen von der gesellschaftlichen Männergewalt erst einmal vergewaltigt werden müssen, bis sie als die Vergewaltigungsmänner funktionieren, die sie später, meistens, sind. (Theweleit 1995:68)

Zusammenfassen lässt sich dieser Abstecher ins Wissen über die männliche Sozialisation wie folgt: das Konzept des Körpers und der Zugang zu diesem ist für viele Männer höchst prekär. Mit ihm verbunden und in ihn eingeschrieben sind zahlreiche Erfahrungen und Erlebnisse, die der gesellschaftlichen Anforderung an Männlichkeiten diametral entgegenlaufen. Eine (häufig gewählte) Möglichkeit, die daraus resultierende Spannung aufzulösen, besteht

Oelemann: Eben nicht. Um aggressiv zu sein, muss man sich sehr genau wahrnehmen. Wenn Sie Wut empfinden und laut werden, dann spüren Sie sich und zeigen Gefühle. Sie merken, dass jemand Ihre Grenzen verletzt und können sich damit auseinandersetzen. Wer eine gute Innenwahrnehmung hat, geht in die Auseinandersetzung.“

Wenn ich meine Grenzen nicht (so genau) wahrnehme, wird mir auch nicht (so genau) bewusst, dass sie verletzt werden. Diese fehlende „Innenwahrnehmung“ kann sich dann äussern in einer Gewalthandlung.

³⁹ Erstaunlicherweise marschiert eine Truppe im Volksmund oftmals wie „ein Mann“! Theweleit (2000:154) spricht von der „Ganzheitsmaschine Truppe“.

darin, den Körper aus dem Blickfeld zu drängen.⁴⁰ Wir bekommen hier einen Hinweis dafür, was ein Täter im Moment, in dem er physische Gewalt anwendet, gewinnen kann: er versucht, sich und vermeintlich der Mitwelt seine Männlichkeit zu bestätigen – in einer Situation, in der sie ins Wanken zu geraten droht; in einer Situation also, in der er auf Gefühle trifft, die ein Mann nicht spüren sollte... Wenn das Gefühl für die Grenzen des eigenen Körpers durch institutionelle Eingriffe oder Gewalterfahrungen an diesem Körper erlangt wird, aber dennoch unsicher bleibt, dann besteht natürlich die Versuchung, sich dieser Grenzen durch Ausüben von Gewalt wieder zu versichern. Wenn meine Hand auf einen anderen Körper prallt, spüre ich auch meine Hand wieder, spüre, dass sie zu mir, zu meinem Körper gehört; weiss wieder besser, wer ich bin... Wenn wir vom Täterkörper sprechen, können wir nur begrenzt von einem harten Körper sprechen. Vielleicht wurde er durch hartes Training scheinbar „gestählt“, doch gerade im Augenblick des Gewaltaktes scheint er so weich und brüchig und verletzlich zu sein, dass er gerade durch diesen Gewaltakt sich seiner wieder zu versichern versucht.⁴¹ Das Bedürfnis zu dieser Versicherung besteht offenbar insbesondere in Situationen, in denen sich die Täter verunsichert, ängstlich und überfordert fühlen – in denen sie sich als in ihrer Männlichkeit in Frage gestellt erleben. Und keine anderen Strategien kennen, um mit diesem Zweifel umzugehen.

⁴⁰ „Die meisten Gewalttäter spüren sich in der Gewalt, danach und vorher aber nicht.“ (Oelemann 2000)

⁴¹ Vgl. in diesem Zusammenhang die Untersuchungen zu eruptiven Ausbrüchen sadistischer Gewalt z.B. in der Folter in Theweleit (1995) oder Scarry (1992)

2.3 Leitendes theoretisches Konzept

Auf der Basis der bereits gewonnenen Erkenntnisse geht es nun also darum, eine theoretische Grundlage zu entwickeln, die der Komplexität des Gegenstands gerecht wird, uns einen Zugang zur Analyse von Fallbeispielen gewährt und es uns ermöglicht, diese Fallbeispiele und die an ihnen beobachtete Praxis in dieser „umfassenden Struktur“ einzuordnen und dingfest zu machen. Dieses leitende theoretische Konzept soll uns den Rahmen bieten können, in dem wir Rückschlüsse über die zu untersuchenden Thesen gewinnen und weiterführende Fragestellungen aufspüren können.

Hierbei geht es – eine konzise Erfassung des Gegenstands drängt richtiggehend in diese Richtung – um die Legierung aus einer Theorie der Praxis und einer Theorie des Zugangs zu Geschlechtlichkeit.⁴² Das sind gleichzeitig die Pole, an denen der Körper als Gegenstand fassbar wird.

2.31 Gesellschaftsstruktur und Alltagsbeziehungen

Wie bereits mehrfach angetönt, spielt dieses Geschlechterverhältnis sowohl auf der Ebene der Gesellschaftsstruktur (Makroebene) als auch auf der Ebene unserer alltäglichen Lebenswelt und unserer Alltagsbeziehungen (Mikroebene) eine wichtige und zentrale Rolle. Im Hinblick auf die Geschlechterordnung bedingen sich beide Ebenen gegenseitig und können eigentlich nur analytisch getrennt werden – zu einem Verständnis dieser Ordnung gehört es, beide Ebenen zu kennen, gegen einander lesen und auf einander beziehen zu können. Vernachlässigt man aber – wie das viele ForscherInnen tun⁴³ – die eine Ebene und fokussiert sich ausschliesslich auf die andere, dann entsteht ein eingeschränktes Bild davon, wie die bestehende Geschlechterordnung unsere Gesellschaft(en) durchzieht, strukturiert und mitbestimmt.

2.311 Die Struktur der Geschlechterbeziehungen

Es gibt mindestens drei Ebenen, auf denen das soziale Geschlecht unsere Gesellschaft strukturiert, wo sich also strukturelle Unterschiede zwischen den Positionen, Möglichkeiten und Funktionen der Geschlechter nachweisen lassen:

- Auf der Ebene der Machtbeziehungen beobachten wir die Unterordnung von Frauen unter die Dominanz von Männern.⁴⁴ Diese Struktur ist allgemeingültig, auch wenn sich auf der Mikroebene zahllose Beispiele finden lassen, in denen individuelle Frauen Macht über in-

⁴² Diese Legierung zeigt sich auch an den wichtigsten Inspirationsquellen für dieses theoretische Konzept: Pierre Bourdieu und Robert W. Connell.

⁴³ Als Beispiele ganzer Theorierichtungen können hier zum Beispiel die Geschlechtsrollentheorie oder der Strukturalismus genannt werden. Beide Richtungen haben interessante Resultate geliefert, die neue Erkenntnisse inspiriert haben. Beide haben sich aber auch – gerade weil sie eine Seite der Medaille vernachlässigt haben, in Sackgassen verstiegen und wichtige Themen nicht gesehen. Bourdieu (1976:139ff.) spricht vom objektivistischen und vom phänomenologischen Modus des Erkennens und verwirft beide zugunsten seines eigenen, des praxeologischen, für welchen er ein dialektisches Verhältnis von Mikro- und Makroebene postuliert.

⁴⁴ Diese Ebene wird erfasst, wenn in feministischen Arbeiten vom Patriarchat die Rede ist. Siehe dazu auch den Abschnitt „Macht und Gewalt“ auf Seite 10ff. dieser Arbeit.

dividuelle Männer ausüben. Diese Ebene wurde von vielen feministischen Wissenschaftlerinnen thematisiert und ihre Legitimation in Frage gestellt.

- Auf der Ebene der Produktionsbeziehungen sehen wir mindestens seit der bürgerlichen Ideologie der getrennten Sphären eine klare Aufteilung, der zufolge die Männer für die öffentliche, produktive, Frauen hingegen für die häusliche und reproduktive Arbeit verantwortlich sind. Mit dieser Ebene, die eng mit der Entstehung der kapitalistischen Produktionsweise verknüpft ist, ging ein geschlechtsspezifischer Prozess der Akkumulation einher, der auch jetzt noch in den Eigentumsverhältnissen und Zugriffsmöglichkeiten auf Kapital sichtbar ist.
- Auf der Ebene der emotionalen Bindungsstruktur (Kathexis)⁴⁵ lässt sich davon ausgehen, dass diese im Moment heterosexuell und in Paarbeziehungen organisiert ist. Wir beobachten aber auch hier für Männer und Frauen unterschiedliche Einschränkungen und Möglichkeiten in Bezug auf die (sexuelle) Objektwahl. So werden Männern und Frauen andere sexuelle Bedürfnisse und Verfügbarkeiten zugeschrieben. Auch hier äussert sich die (momentan) männliche Definitionsmacht zum Beispiel in der Pornografie, in der Prostitution und der auf vielen Ebenen zu beobachtenden Objektivierung des weiblichen Körpers.

Diese Ebenen gilt es für eine Untersuchung der Struktur der Geschlechterordnung zu unterscheiden und an ihnen lassen sich auch Veränderungen derselben beobachten. Ausserdem geben sie uns Hinweise darauf, wie sich verschiedene Männlichkeiten (und Weiblichkeiten) zu einander relationieren.

Diese Geschlechterordnung hat natürlich Auswirkungen auf die in ihr vorgefundenen Institutionen: jede dieser Institutionen kann auf den verschiedenen Ebenen analysiert werden und so ihr spezifisches „Geschlechterregime“ beschrieben werden. Jedes dieser „Geschlechterregime“ muss sich in Bezug auf die vorherrschende Geschlechterordnung wiederum positionieren und ist von ihr geprägt, geformt, durchdrungen...

2.312 Persönliche Männlichkeit

Sobald wir uns konkreten Individuen und ihrer persönlichen Männlichkeit oder Weiblichkeit zuwenden, begeben wir uns in ein Geflecht von verschiedensten Einflüssen und Botschaften, Leistungen und Defiziten. Wir sehen uns konfrontiert mit konkreten Biografien, einem konkreten sozialen Milieu und konkreten Personen und Institutionen mit konkreten Praktiken, die gewisse Dinge betonten und andere vernachlässigten, denen gewisse Haltungen wichtig und andere nicht so wichtig waren und die gewisse Projekte verwirklichen konnten und bei anderen scheiterten. Kurz gesagt, wir begeben uns in einen Dschungel aus individuellen und strukturellen Merkmalen, die sich anhand dieser konkreten Lebensgeschichten aufschlüsseln und interpretieren lassen. Diese rekonstruierten Lebensgeschichten geben uns Aufschluss darüber, wie das Geschlechterverhältnis weitergegeben wird, wie diese Strukturen übertragen und vermittelt werden und auf welche Weisen spezifische Individuen gelernt haben, sich in einer Welt mit Geschlechtsunterschieden zu bewegen und zurecht zu finden. Dabei helfen

⁴⁵ „Here I am generalizing it [the term ‚cathexis‘, AG] to the construction of emotionally charged social relations with ‚objects‘ (i.e., other people) in the real world. As with Freud’s usage, it is important to note that the emotional attachment may be hostile, not only affectionate at the same time, i.e., ambivalent. Most close relationships have this degree of complexity.” (Connell 1987:112)

uns die Methoden der Sozialisationsforschung, der (Sozial-)Psychologie bzw. der Psychoanalyse und der qualitativen Sozialforschung. Denn an dieser Rekonstruktion von konkret gelebten Fällen zeigen sich auch Anzeichen von Veränderungen der herrschenden Geschlechterordnung – denn sie ist Praxis und sie wird geformt und verändert durch neue Formen und Veränderungen der Praxis.

Lebensgeschichten beinhalten eine Fülle persönlicher Erfahrung, Ideologie und Subjektivität. [...] Aber Lebensgeschichten verweisen paradoxerweise auch auf soziale Strukturen, soziale Bewegungen und Institutionen. Das heisst, dass sie kollektive Prozesse genauso dokumentieren wie subjektive. (Connell 2000:111)

Auf der Mikroebene verdichten und manifestieren sich die strukturellen Vorgaben und Zwänge; auf derselben Mikroebene aber zeigt und erprobt sich auch die neue Praxis, die – falls sie sich durchsetzt – eine verändernde Wirkung auf eben diese Strukturen haben kann.

Eine hilfreiche Analogie zum besseren Verständnis dafür, wie beim sozialen Geschlecht die individuelle und die strukturelle Ebene zusammenspielen und sich gegenseitig bedingen, bietet Pierre Bourdieu's Begriff des „Habitus“. Dieser wird von Bourdieu⁴⁶ eingeführt, um eine Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen entwerfen zu können – um das strukturierende Prinzip einer strukturierten Struktur untersuchen zu können. Er soll also genauso einen Bogen schlagen zwischen der (objektivistischen) Makro- und der (phänomenologischen) Mikroebene. Der Habitus verbindet gemäss Bourdieu die eine mit der andern in einem dialektischen Prozess. Einerseits strukturiert er die individuelle Praxis als strukturierte Struktur; andererseits ist er – qua individuelle, ontoformative Praxis – dasjenige, was Strukturen (re- oder neu) strukturiert.

2.32 Historischer Prozess und Krisenanfälligkeit

Der Begriff des Habitus hilft uns, auch eine weitere Analogie zur sozialen Konstruktion von Männlichkeiten zu sehen: nämlich ihre radikale Historizität.

... vergessen zu wollen, dass diese objektiven Strukturen selbst das Resultat historischer Praxisformen sind, die ihrerseits von historischen Praxisformen reproduziert und transformiert werden, deren Erzeugungsprinzip das Ergebnis von Strukturen ist, die aus eben diesem Grunde auch von ihm seiner Tendenz nach reproduziert werden... (Bourdieu 1976:183)

Wir sehen, wie Bourdieu seinen Begriff des Habitus konstruiert als endlosen dialektischen Prozess zwischen der Makro- und der Mikroebene, der so nur als Produkt eines historischen Prozesses verstanden und analysiert werden kann. Der gleiche, oben zitierte Satzausschnitt könnte auch in einem Buch von Robert W. Connell über das soziale Geschlecht zu finden sein, er beschreibt den gleichen dialektischen (in seinen Worten: ontoformativen) Prozess.⁴⁷ Es ist also nicht nur so, dass sich das Geschlechterverhältnis immer wieder mit veränderten sozialen Bedingungen konfrontiert sieht, auf die es dann zu reagieren hat. Veränderungen entstehen genauso auch innerhalb des Geschlechterverhältnisses selbst.

⁴⁶ in Bourdieu (1976:164ff.)

⁴⁷ So schreibt dieser: „Um das Geschlecht als soziales Muster erfassen zu können, müssen wir es als ein Produkt der Geschichte begreifen, aber ebenso als einen Produzenten von Geschichte.“ (Connell 2000: 102)

Allerdings kann man durchaus davon sprechen, dass die gegenwärtige Geschlechterordnung innerhalb der letzten Jahrzehnte krisenanfällig geworden ist. Dass dem so ist, zeigt sich in Forschungen auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen wie auch in Studien über alltagsweltliche Befindlichkeiten.⁴⁸ Es wäre spannend zu untersuchen, ob sich nicht gerade auch ein Bezug von männlicher Gewalt – im Sinne der auf Seite 19f. dieser Arbeit aufgestellten These – zu diesen Krisentendenzen machen lässt.

2.33 Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft

Mit ihren Analysen der Innenperspektive männlicher Macht hat die kritische Männerforschung wichtige Beiträge zu einem umfassenderen Verständnis der Geschlechterverhältnisse geliefert. Grosse Bedeutung hat dabei die Erkenntnis, dass die praktische Ausgestaltung des Mannseins historisch und kulturell variabel sowie mit anderen sozialen Differenzierungsmustern wie Ethnie, Schicht, Alter und sexueller Präferenz verschränkt ist. folglich existiert nicht eine homogene Männlichkeit, sondern eine Vielzahl von Männlichkeiten, die in einem hierarchischen Verhältnis zu einander stehen. Um diese Relationen in der gegenwärtigen Geschlechterordnung theoretisch zu fassen, greifen viele TheoretikerInnen Antonio Gramsci's Begriff der „Hegemonie“ auf und sprechen von einer Theorie der hegemonialen Männlichkeit:

[Das Konzept der „Hegemonie“] bezieht sich auf die gesellschaftliche Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält. Zu jeder Zeit wird eine Form von Männlichkeit im Gegensatz zu den anderen kulturell herausgehoben. Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert [...] Diese Hegemonie zeichnet sich weniger durch direkte Gewalt aus, sondern durch ihren erfolgreich erhobenen Anspruch auf Autorität. (Connell 2000:98)

Der Begriff der Hegemonie hatte bei Gramsci durchaus einen dynamischen Charakter; er versuchte damit dem Kampf um gesellschaftliche Vorherrschaft einen adäquaten begrifflichen Bezug zu geben. Dieses soziale Wogen zeigt sich auch im Verhältnis verschiedener Typen von Männlichkeit zu einander. Hegemoniale Männlichkeit „bezeichnet einen Typus von Männlichkeit, der sich im Verhältnis zu anderen Typen und zu Frauen als dominant, herausbildet. Diese hegemoniale Männlichkeit erlangt ihre normative Kraft dadurch, dass sie als - wirklichkeitsmächtiges - Phantasiekonstrukt in unseren Köpfen herumgeistert. Für die Herstellung hegemonialer Männlichkeit lassen sich zwei grundlegende Elemente angeben: hegemoniale Männlichkeit unterdrückt Frauen und ist heterosexuell.“ (Condrau 1990)

Neue Gruppen können dann alte Lösungen in Frage stellen und eine neue Hegemonie konstruieren. Die Vorherrschaft *jeder* Gruppe von Männern kann von den Frauen herausgefordert werden. Hegemonie ist deshalb eine historisch bewegliche Relation. Ihr Hin und Her ist auch das Schlüssel-Element von Männlichkeit, wie ich sie in diesem Buch beschreiben möchte. (Connell 2000:98f., Hervorhebung ebenda)

Wichtig zum Verständnis der momentan hegemonialen Männlichkeit⁴⁹ ist, dass es sich dabei nicht um den empirisch am häufigsten vorgefundenen Typ von Männlichkeit handeln muss.

⁴⁸ Anhaltspunkte für erstere siehe Connell (2000:106f.), als Beispiel für zweitere siehe Beck/Beck-Gernsheim (1990)

⁴⁹ Eine konkrete Vorstellung von der gegenwärtig hegemonialen Männlichkeit könnte man sich machen, indem man die Ideale und Bilder, die – teilweise auch unterbewusst – mit Männlichkeit verknüpft sind, zu Tage fördert

Dass sich eine hegemoniale Männlichkeit trotzdem durchsetzen kann, auch wenn sie vielleicht nur von einer relativ kleinen Gruppe von Männern rigoros umgesetzt wird, verdankt sie oft ihrer Komplizenschaft mit anderen Männlichkeiten. Es handelt sich dabei um Typen von Männlichkeit, die vielleicht mit der hegemonialen Form keineswegs einverstanden wären, wenn man sie darauf anspräche, die durchaus bewusst selbst versuchen, eine andere Männlichkeit zu praktizieren. Komplizenhaft sind sie, weil sie nicht die hegemoniale Männlichkeit herausfordern und von der von ihr ausgeübten Macht stillschweigend – und oft unbewusst – profitieren.⁵⁰

Der Begriff der hegemonialen Männlichkeit verweist bereits darauf, dass es auch marginalisierte und untergeordnete Männlichkeiten gibt. Auch hier geht es natürlich wieder um idealtypisch konstruierte Männlichkeiten, die sich entlang von Klassen- und Nationalitätendifferenzen, unterschiedlichen Hautfarben, Milieus, Altersgruppen oder sexuellen Präferenzen... bilden. Ein klassisches Beispiel einer untergeordneten Männlichkeit in der westlichen Welt ist die homosexuelle. Dies äussert sich zum Beispiel in grundloser (physischer und psychischer) Gewalt, mit der sich homosexuelle Männer immer wieder konfrontiert sehen müssen.⁵¹

2.34 Der Begriff der Hexis: Praxis als einverlebte Strukturen

Pierre Bourdieu betont in seinem theoretischen Konzept immer wieder, wie eng die Praxis mit dem Körper verbunden sei. So werden seiner Meinung nach die Strukturen, die ein Individuum zu sozialem Handeln befähigen, gleichzeitig aber auch seine Handlungsmöglichkeiten formen und limitieren, nicht im Diskurs gelehrt. Vielmehr überträgt sich der Habitus⁵² durch die Nachahmung von Handlungen anderer. Damit hat die habituelle Praxis eine grundlegend körperliche Basis, die Bourdieu die Hexis⁵³ nennt. Diese körperliche Basis einverlebter Strukturen geht der diskursiven Ebene voraus und ermöglicht sie erst.

und zu einer (Gruppe von) Person(en) zusammenfügen würde. Dieses Männlichkeitsmuster gibt also quasi den Bezugspunkt männlichen Verhaltens ab.

⁵⁰ Auch beim – vor allem in den Medien immer wieder dankbar aufgenommenen – „neuen Mann“, der sich mit sensibilisierten Seinesgleichen in Männergruppen trifft, um über die Schwierigkeiten mit der eigenen Geschlechtlichkeit und die theoretischen und praktischen Implikationen der Frauenbewegung zu diskutieren, handelt es sich also um einen komplizenhaften Männlichkeitsentwurf, solange er hinter verschlossenen Wohnzimmertüren debattiert und die momentan hegemoniale Männlichkeit in der Praxis nicht herausfordert und verdrängt.

⁵¹ Auch bei diesen Relationen handelt es sich um strukturelle Beziehungen. Die These, dass homosexuelle Männlichkeiten momentan untergeordnete Typen seien, wird nicht durch ein Beispiel widerlegt, in dem ein homosexueller Mann heterosexuelle Angestellte hat. Das ist durchaus möglich und kommt häufig vor, ohne dass damit etwas an den strukturellen Relationen zwischen den unterschiedlichen Männlichkeiten geändert würde.

⁵² Ich postuliere auch für dieses Beispiel eine Analogie zwischen der Vermittlung des Habitus und derjenigen des geschlechtlichen Verhaltens. Ich gehe ganz allgemein davon aus, dass vieles von dem, was Bourdieu über die sozial vermittelten „feinen Unterschiede“ zwischen verschiedenen Milieus geschrieben hat, auf die ebenfalls sozial vermittelten Unterschiede zwischen den Geschlechtern angewendet werden kann.

⁵³ Bourdieu spricht von der Hexis als von „einem Haltungsschema (schème postural), das, weil für ein ganzes System von Körpertechniken und Werkzeugen verantwortlich und mit einer Vielzahl sozialer Bedeutungen befrachtet, zugleich singulär und systematisch ist.“ (Bourdieu 1976:190f.) Und wenig später: „Wie das *Ethos* oder der Geschmack – oder, wenn man will, die *aisthesis* – die wirklich gewordene Ethik oder Ästhetik darstellen, so ist auch die Hexis der wirklich gewordene *einverlebte* Mythos, die dauerhafte Art und Weise, sich zu geben, zu sprechen, zu gehen, und darin auch: zu *fühlen* und zu *denken* [...]“ (ebenda:195, Hervorhebungen ebenda)

Analog dazu hat meines Erachtens auch die geschlechtliche – also männliche bzw. weibliche – Praxis eine grundlegend körperliche Basis. Auf der persönlichen Ebene werden die Strukturen der Geschlechterordnung zuerst einmal einverleibt. Am und im Körper manifestieren sie sich denn auch wieder, im Körpergefühl, im Gestenrepertoire⁵⁴, in der Art, diesen Körper zu bewegen und ihn einzusetzen.

So tritt der Körper als zentraler (doch allzu oft vernachlässigter) Bestandteil ein in ein theoretisches Konzept der Männlichkeiten. Genau wie der Habitus ist auch ein spezifischer Typus Männlichkeit jedem Mann einverleibt, im Körper gespeichert, wird von diesem umgesetzt in Praxis, welche verarbeitet und interpretiert, modifiziert und angepasst werden kann und so – wie oben bereits mehrfach beschrieben – zurückwirkt auf die Strukturen, die sich in diesen Körper eingeschrieben haben, diese bestätigt oder mithilft, sie zu verändern.

⁵⁴ vgl. dazu das Konzept des „Institutionenkörper“ nach Theweleit im Abschnitt „Körper-Sozialisation auf Seite 16ff. dieser Arbeit.

2.4 Zusammenfassung und Präzisierung des Erkenntnisinteresses

Ausgehend von diesen Befunden lassen sich die in der Einleitung ins Zentrum der Untersuchung gerückten Fragestellungen⁵⁵ wie folgt erweitern – und damit präzisiert sich „das Forschungsinteresse, das der Auswahl und Interpretation der Texte zugrunde liegt“ (Wernet 2000:53).

- i. Es lässt sich vermuten, dass unter den zu untersuchenden Männern ein instrumenteller, fremd anmutender Zugang zum Körper vorherrschen wird und dass es ihnen nicht leicht fallen wird, auf ihn Bezug zu nehmen. In diesem Sinne solle ein Blick auf die **Art und Weise dieser Bezugnahme** – auf ihre Möglichkeit und insbesondere auf Ihre Unmöglichkeit – geworfen werden. In diesem Zusammenhang kann auch die Unterscheidung zwischen individuellem und sozialem Körper sowie „body politic“ erneut ins Blickfeld der Untersuchung rücken.
- ii. Es wird am empirischen Material die These zu überprüfen sein, dass regelmässig physische Gewalt ausübenden Männern ein gesundes **Gefühl für ihre Grenzen** abgeht. Insbesondere gilt es aufmerksam zu sein auf die Besetzungen des Körpers in der früh(est)en Kindheit und auf eventuelle eigene Opfererfahrungen mit physischer Gewalt.
- iii. Weiter gilt es die oben bereits erwähnte These zu untersuchen, dass es sich bei der Männergewalt nicht um einen „blossen“ Ausdruck von Aggressivität handelt, sondern um die **Reproduktion eines Machtverhältnisses** und dass durch diese Gewalt stets auch patriarchale Strukturen reproduziert werden. Wir können in diesem Kontext das Konzept der hegemonialen Männlichkeit zu Hilfe nehmen: für unterdrückte (oder auch Komplizenhafte) Männlichkeiten kann die Anwendung und Ausübung von Gewalt ein Mittel sein, sich sowohl gegenüber anderen Männlichkeiten wie auch im Geschlechterverhältnis zu positionieren. In diesem Spannungsfeld zwischen *potestas* und *violentia* lässt sich auch die Vermutung formulieren, dass die Gewalt von den Tätern nicht ernsthaft legitimiert zu werden braucht, sondern ihnen eigentlich zusteht.
- iv. Zu untersuchen wird ebenfalls sein, ob (und wenn ja, wie) die physische Gewalt ausübenden Männer auf der individuellen Ebene (a) ihren Körper und (b) ihre Männlichkeit als mangelhaft wahrnehmen und erleben und inwiefern eine Funktion der gewalttätigen Handlung die **Wiederherstellung des Körpergefühls und der eigenen Männlichkeit** ist.
- v. Falls sich Anzeichen für die Richtigkeit des obigen Punktes ergeben, rückt die Suche nach eventuell vorhandenen **alternativen Strategien** zur Verarbeitung von Situationen der Schwäche, Angst, Verunsicherung oder Körpergefühl ins Blickfeld des Interesses.

⁵⁵ Das waren die folgenden:

- Welches Bild hat der (physische) Gewalt ausübende Mann von seinem eigenen Körper?
- Welche Erfahrungen haben sich in diesen eingeschrieben?
- Welche Funktion erfüllt sein gewalttätiges Verhalten?
- Wie wird dieses Verhalten legitimiert?

Denn damit öffnet sich das Feld für die Ressourcen dieser Männer und eventuell vorhandene Auswege werden sichtbar.

Vor diesem theoretischen Hintergrund, mit diesen Gewissheiten, Vermutungen und Fragen wenden wir uns nun der Rekonstruktion der Strukturierungsgesetzlichkeit des Falles „David“ zu. David ist ein Mann, der über Jahre regelmässig in häuslichen und ausserhäuslichen Situationen durch physische Gewalttaten auffällig wurde.

3 Qualitativer Teil

I: Was macht Sie denn reizbar, also, Sie haben ja gesagt, dass es diese Zeit gegeben hat, in der Sie reizbarer gewesen sind, was hat, was macht Sie reizbar oder was provoziert Sie?

D: Chh, das ist schwierig zu sagen, also... also, mir kommt es einfach vor, ja, als ob ich keinen anderen Ausweg mehr dann habe, oder, also, wenn ich dann jetzt, ja, sagen wir mal, eins schlage, oder... Das ist irgendwie dann so... so in einer Zeitmühle drin, in der man gar nicht mehr weiss, was sagen, oder. (David, 40 D 80; persönliches Interview vom 4.12.2001)

Der Zusammenhang zwischen dem Körper und der geschlechtlichen Praxis wird in dieser Arbeit, wie oben ausgeführt, als ausserordentlich eng postuliert. Doch wir können uns nicht zum Ziel setzen, direkt auf diese geschlechtlichen Praktiken zuzugreifen. Um dies leisten zu können, müsste man einen direkten methodischen Zugang zu eben diesen körperlichen Praktiken finden, unvermittelt, uninterpretiert.⁵⁶ Denn dieser enge Zusammenhang widerspricht unserem vortheoretischen, alltäglichen Erleben. Unsere Redeweise ist (unbewusst) von der cartesianischen Tradition geprägt: wir nehmen unseren Körper als von uns getrennte Entität wahr, zu der wir eine bestimmte – natürlich sehr eng verknüpfte – Beziehung haben. Oftmals sprechen wir von ihm in der 3. Person. Wir versuchen, ein Verständnis von ihm und seinen Abläufen aufzubauen, beobachten ihn im Hinblick auf ungewohnte Symptome, kümmern uns um seine Bedürfnisse, pflegen ihn. Wir interpretieren, wie es ihm geht.

Auf die Beziehung zwischen Gewalt ausübenden Männern und ihrem Körper soll im nun folgenden Teil anhand von empirischem Material ein genauere Blick geworfen werden. Bei der Anwendung von physischer Gewalt trifft und verletzt ein Körper einen anderen. Es handelt sich dabei um einen Typus von Handlungen. Das Interesse an dieser Fragestellung speist sich genau am oben postulierten engen Zusammenhang zwischen Körperpraktiken und sozialem Geschlecht.

In diesem zweiten Hauptteil geht es mir darum, mich diesen Zusammenhängen anhand eines konkreten Falles anzunähern, sie an einer quasi „empirisch vorgefundenen Form“ auszuloten und zu beobachten. Ich werde aber hier so wenig wie möglich das Vorgefundene verstehend deuten und an den Erkenntnissen aus dem theoretischen Teil spiegeln – dies bleibt der Auswertung im dritten Teil vorbehalten.

⁵⁶ Hier stellt sich natürlich die methodologische und kontroverse debattierte Frage nach dem Zugriff der (Sozial-) Wissenschaften auf die „Realität“. Die im qualitativen Teil dieser Arbeit angewandte Methode der Objektiven Hermeneutik postuliert jegliche Sozialwissenschaft als Textwissenschaft. Der Zugriff auf soziale Realität ist ihr zufolge nur möglich vermittelt durch Texte protokollierter Realität. Siehe zu diesem Thema ausführlicher den Abschnitt „Interaktionseinbettung“ auf Seite 34f. dieser Arbeit.

3.1 Methodik

Da es sich bei den zu beobachtenden Entitäten zu einem grossen Teil um psychologische, dem Subjekt oftmals unbewusste oder verdrängte Prozesse handelt, wäre eine quantitative Studie, die die zu untersuchenden Erkenntnisse ans Licht bringen könnte, nur schwer realisierbar. Dennoch ist es unerlässlich, die zu untersuchenden Thesen empirisch zu fundieren. Dabei geht es in einem empirischen Teil zu diesem Thema aber darum, Einblicke in die Tiefenstruktur der Prozesse, die bei einem gewalttätigen Mann in „heissen“ Situationen ablaufen und auf die Interpretationen, die er sich selber bezüglich seines körperlichen Geschehens zurechtlegt, zu gewinnen. Methodisch sinnvoll ist es deshalb, Interviews durchzuführen und diese anschliessend zu analysieren – und zwar zu analysieren mit einer Methodik, die einerseits Rückschlüsse auf innerpsychische Prozesse zulässt und die andererseits die Wichtigkeit der strukturellen Ebene zu würdigen weiss. Eine Methode, die sich auf dieser Ebene anbietet, ist die Kunstlehre der Objektiven Hermeneutik⁵⁷.

Die Objektive Hermeneutik hat in Bezug auf ihre Aussagekraft und Anwendbarkeit einen äusserst hohen Anspruch – für den sie auch immer wieder kritisiert wird. Gerade dadurch aber, dass sich die Objektive Hermeneutik nicht am subjektiv gemeinten Sinn orientiert, sondern zugreifen will auf die latenten Sinnstrukturen, die den Praktiken eines Falles zugrunde liegen, bot sie sich dieser Thematik geradezu an.

Fallspezifische Entscheidungsmuster oder ‚Strukturierungsgesetzlichkeiten‘ kommen an jeder einzelnen Textstelle zum Ausdruck. Mit jeder sich sequentiell an eine vorhergehende anschliessenden Äusserung nimmt der Sprechende eine spezifische Selektion aus einem durch das Vorhergegangene mitbedingten Möglichkeitsraum vor. Seine tatsächlich getroffenen Entscheidungen haben in dem Sinne System, als sich in ihnen ein strukturiertes und konsistentes Muster der Positionierung in kontingenten und sinnstrukturierten Handlungs- und Deutungsräumen zur Geltung bringt. Dieses Muster, die ‚Strukturierungsgesetzlichkeit des Falles‘, gilt es zu bestimmen. (Schallberger 1996:45)

In diesem zweiten Hauptteil geht es mir nun also nicht darum, die Erkenntnisse aus dem ersten zu testen; vielmehr zielt die Analyse des qualitativen Materials auf die Rekonstruktion der Strukturierungsgesetzlichkeit des Falles hin. In der praktischen Interpretationsarbeit mit dem Fall orientierte ich mich deshalb keineswegs an dem im theoretischen Teil entworfenen Modell, sondern versuchte, die Eigengesetzlichkeit des Falles aus dem vorliegenden Material heraus zu entwickeln. Im auswertenden dritten Hauptteil geht es dann darum, diese beiden Ebenen zusammenzuführen.

Das heisst nun aber natürlich nicht, dass ich all mein theoretisches Vorwissen systematisch aus der Interpretationsarbeit ausgeschlossen hätte.⁵⁸ Natürlich ist dieses theoretische Wissen in die Konzeption des Leitfadens, die Gesprächsführung und die Analyse des Interviews eingeflossen.

⁵⁷ Zur Methodik der Objektiven Hermeneutik siehe insbesondere Oevermann et. al. (1979), Oevermann (1973), ders. (1981), (1988), (1993) und Wernet (2000)

⁵⁸ vgl. zu diesem Thema Schallberger (1996:45), der ebenfalls auf Oevermann (1988) zurückgreift

Es handelt sich bei der Datengrundlage um ein narratives Interview⁵⁹, das anhand eines Leitfadens⁶⁰ von möglichen anzuschneidenden Themen vorstrukturiert waren. Diese Struktur spielt auf zwei Ebenen:

- Zum einen sollte es anhand der Fragen möglich sein, inhaltlich aus den Aussagen eine „Körper-Biografie“ der befragten Männer herauszuarbeiten. Die Fragen drehten sich also um den Körper, das Körpergefühl und Erinnerungen an Körpererlebnisse der Interviewees. Bei der Konzeption der Fragen musste allerdings berücksichtigt werden, (a) dass es sich beim Thema „Körper“ um ein sehr intimes und persönliches handelt, dem es sich vorsichtig anzunähern galt. Deshalb wurden viele Fragen indirekt formuliert, und es wurde darauf geachtet, von als „leicht“ und „unverfänglich“ perzipierten Themen langsam zu den „schwierigeren“ und „problematischeren“ überzugehen. Dabei ging es in erster Linie darum, eine sichere Atmosphäre für das Gespräch zu schaffen. Ausserdem (b) ist dieser inhaltlichen Ebene die These unterlegt, dass die befragten Männer eher wenig Bezug zu ihrem Körper haben, dass es ihnen demzufolge schwer fallen würde, Erinnerungen und Gefühle demselben gegenüber wahrzunehmen und in Worte zu fassen. Mit Hilfe des Leitfadens sollte so auch eine Annäherung an die Thematik, die sie nicht überfordern sollte, bereitgestellt werden.
- Zum andern zielte das Interview darauf ab, einen Text über die Ausdrucksfähigkeit dieser Männer ihrem Körper gegenüber zu liefern, der wiederum aufschlussreiche Informationen über den Bezug zu eben diesem beinhalten würde. Hier ging es darum, auf die Art der Formulierungen, auf Pausen, Stocken, Unterbrechungen und insbesondere auf Ausgelassenes, Nicht-Thematisiertes zu achten. Ein Ziel des Gesprächs war es deshalb, die Interviewten in eine „krisenhafte“ Kommunikation zu verwickeln, in der nicht nur vorfabrizierte Geschichten und Strukturen reproduziert würden und die einer Analyse des zugrunde liegenden objektiven Sinnes reiche Nahrung bieten würde.

Aus diesen beiden Ebenen ergibt sich bei genauer Betrachtung ein Zielkonflikt, den es bei der Konstruktion des Leitfadens zu umgehen galt: einerseits sollte darauf geachtet werden, dass sich die befragte Person im Rahmen des Gesprächs so sicher fühlte, dass sie bereit war, auch über persönliche Themen Auskunft zu geben; andererseits galt es, das Gespräch so weit wie möglich ausserhalb der routinemässig eingeschliffenen Bahnen verlaufen zu lassen. Zwischen diesen sich zuwiderlaufenden Anforderungen musste im Leitfaden und im Gespräch eine Balance gefunden werden. Dabei wurde auch darauf vertraut, dass die sichere Gesprächsatmosphäre wesentlich von der Haltung des Interviewers mit bestimmt wird – die Gesprächsführung sollte von Interesse und Aufmerksamkeit geprägt sein.

Im Rahmen dieser Arbeit ist es nicht möglich, eine grosse Anzahl von Fällen rekonstruktiv unter die Lupe zu nehmen. Zudem ist die Suche nach geeigneten Gesprächspartnern, die sich auf ein solches Interview einlassen, alles andere als einfach. Männer, die physische Gewalt auf regelmässiger Basis in ihrem Verhaltensrepertoire führen, melden sich nicht auf eine Annonce in der Zeitung. Auch die Zusammenarbeit mit Beratungs- und Therapieangeboten gestaltete sich äusserst schwierig, ging es doch für diese Stellen in erster Linie um die Sicherung des bereits erarbeiteten Vertrauensverhältnisses zu ihren Klienten. Vielen erschien deshalb der Einbezug einer dritten Person, des Interviewers, als zu grosses Risiko – auch wenn sie an den Resultaten der Arbeit durchaus interessiert gewesen wären und sie ideell unterstützten. Deshalb war es mit den dem Schreibenden zur Verfügung stehenden Mitteln nur

⁵⁹ Zur objektiv hermeneutischen Analyse von Interviews siehe Oevermann (1981:46f.) und Wernet (2000: 57ff.)

⁶⁰ Der Leitfaden kann im methodischen Anhang auf Seite 82 dieser Arbeit eingesehen werden.

möglich, ein Interview zu machen. Das ist schade. Wäre es doch interessant gewesen, mehrere Fälle mit einander zu konfrontieren und an dieser Konfrontation eventuelle Typen zu bilden, Konturen zu schärfen, klarere Aussagen zu gewinnen. Dies ist nun nicht möglich. Nichtsdestotrotz bietet das Material Einblicke in die Tiefenstrukturen eines Falles; das macht neugierig und bietet – vielleicht – Anlass, für künftige wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dieser Thematik ein paar Hypothesen zu bilden.

Zu Beginn des Interviews präsentierte sich David – der in dieser Arbeit rekonstruierte Fall – so, dass er sich aus freien Stücken für eine Beratung entschieden habe, weil er sein Verhalten verändern, neue, nicht gewalttätige Strategien erlernen wolle⁶¹. Diese Ausgangslage hat den entscheidenden Vorteil, dass die Person sich bereits an anderer Stelle entschlossen hat, den Bann des Schweigens, der üblicherweise über dem gewalttätigen Verhalten liegt, zu brechen. Sie durfte im Vorfeld des Gesprächs durchaus als kooperationswillig eingestuft werden. Handkehrum ergibt sich aus dieser Konstellation die Problematik, als Interviewer nicht in eine therapeutische Rolle zu schlüpfen – oder gedrängt zu werden – und gleichwohl die Nähe und Intimität zu schaffen bzw. zuzulassen, von der oben gesprochen wurde. Auch diese spezielle Ausgangslage galt es im Leitfaden zu berücksichtigen.

⁶¹ Diese Sichtweise konnte und musste anhand des Materials dann allerdings noch einmal präzisiert werden: dieses förderte zutage – wie wir im Abschnitt „Die Ambivalenz der Verhaltensänderung“ auf S. 60ff. noch sehen werden – dass erhebliche interne und externe Zwänge auf diese Entscheidung eingewirkt hatten.

3.2 Interaktionseinbettung

Welchen Aufschluss dürfen wir hinsichtlich der Fallbestimmung, von der am Ende des letzten Teils die Rede war, von Interviews mit physisch gewalttätigen Männern erwarten? Insbesondere: Wie sollen aus Interviewtexten Rückschlüsse auf die körperliche *Praxis* der Interviewees gezogen werden können? Um diese Fragen angemessen zu beantworten, muss man einen kurzen Blick auf die Bedeutung, die die Objektive Hermeneutik Texten – und damit natürlich auch dem Protokoll eines Interviews – zubilligt, werfen:

Die objektive Hermeneutik geht davon aus, dass sich die sinnstrukturierte Welt durch Sprache konstituiert und in Texten materialisiert. [...] Die soziale Wirklichkeit ist textförmig. [...] Aus der Perspektive des methodischen Zugriffs stellen Texte *Protokolle* der Wirklichkeit dar. Ein Protokoll ist nichts anderes als eine vertextete soziale Wirklichkeit. (Wernet 2000:11f., Hervorhebung ebenda)

Aus dieser Perspektive ist das Protokoll der forschungslogisch einzige mögliche Zugang zur zu untersuchenden sozialen Wirklichkeit. Sozialwissenschaft wird zur Textwissenschaft, Textinterpretation zur sozialwissenschaftlichen Methodik, die es auf eine objektive, intersubjektiv zugängliche und falsifizierbare Weise zu betreiben gilt.⁶²

Natürlich wäre es aber für den Gegenstand dieser Untersuchung von Vorteil, das Protokoll einer gewalttätigen Handlungssequenz analysieren zu können. Ein solches ist aus nahe liegenden Gründen nicht leicht verfügbar. Doch auch mit anderen Texten bieten sich Zugriffe auf die untersuchte Fragestellung. Die Form des narrativen Interviews bietet dem Untersuchenden „ein möglichst unverstelltes Protokoll einer sozialen Praxis *jenseits der Interviewpraxis*“ (Wernet 2000:58) – gerade auch auf eine körperliche Praxis.

Das setzt voraus, dass die Äusserungen des Befragten selbst als (Sprech-)Handlungen gelesen werden. Wir sehen also in dem Interviewtext nicht bloss ein Protokoll von Meinungen, Einstellungen und Sichtweisen, sondern ein Handlungsprotokoll. (Wernet 2000:58, Hervorhebung ebenda)

Es wurde deshalb als Form gewählt, um qualitative Daten zur Analyse der Fallstruktur eines physisch gewalttätigen Mannes bereit zu stellen.

Es ist unerlässlich, einige Rahmenbedingungen des Gesprächs mit David vorgängig zu klären: David beteiligt sich mit mehreren anderen Männern an einer Gruppentherapie zur Thematik der häuslichen Gewalt. An die Leitung dieser Gruppe war der Verfasser mit seiner Anfrage nach möglichen Interviewpartnern gelangt. Die Leitung hatte diese Anfrage in die Gruppe eingebracht⁶³ und den Namen und eine Telefonnummer von David als Interessenten an den Verfasser weitergeleitet, worauf dieser mit David Kontakt aufnahm und einen Termin für das Interview festlegte. Beim zu analysierenden Gespräch handelte es sich also um die erste face-to-face-Begegnung von David mit dem Interviewer; es wurde in den Räumlichkeiten durchgeführt, in denen üblicherweise auch die Therapiegruppe stattfindet.

Das Forschungsinteresse des Interviewers für das Gespräch mit David richtete sich nicht explizit auf sein gewalttätiges Verhalten; vielmehr sollte sich das Gespräch um die Geschichte und den Bezug Davids zu seinem Körper drehen. Wenn wir diese Arbeit also thematisch um das Dreieck „Gewalt – Männlichkeiten – Körper“ kreisen lassen, so war das Interview für Da-

⁶² Die Objektive Hermeneutik beansprucht für sich, alle diese Kriterien zu erfüllen. Eine umfassende Darstellung der diesbezüglichen Argumentation findet sich in Oevermann et al. (1979).

⁶³ Über den Anlauf des Anfrageprozesses in der Gruppe habe ich keine genaueren Informationen.

vid thematisch explizit am Körper festgemacht. Aber natürlich war er sich auch vor dem Gespräch sehr bewusst, dass er – via Therapiegruppe – *auch* als gewalttätiger Mann befragt wurde. Dass dem tatsächlich so war, das zeigte sich im Gespräch an mehreren Stellen, an denen David von sich aus und ohne Erklärungen von seinem gewalttätigen Verhalten zu erzählen begann.

3.3 David – die Fallrekonstruktion eines Gewalttäters

David ist zum Zeitpunkt des Gesprächs 31 Jahre alt. Er wohnt in der Agglomeration der grösseren Schweizer Stadt, in deren Umgebung er bis auf die ersten Monate nach der Geburt – David kam in Deutschland zur Welt, seine Mutter ist deutsche Staatsangehörige, sein Vater ist Schweizer – seine Kindheit und Jugend verbracht hat. Davids Vater arbeitete als Wohnungsmaler, seine Mutter führte den Haushalt, war selber aber nicht erwerbstätig, obwohl die Familie ökonomisch alles andere als auf Rosen gebettet war: *mit, eigentlich, ähh, mit wenig Geld*⁶⁴. David ist Einzelkind.

Das ist nun bereits eine sehr interessante Familienkonstellation. Es lässt sich die Hypothese aufstellen, dass auf die Mutter-Sohn-Beziehung in der Interpretation des Gesprächs ein Auge zu werfen sein wird – gibt es doch einige Punkte, die in ihrer Kombination die Vater-Mutter-Kind-Triade problematisch machen: da ist erstens einmal die Tatsache zu nennen, dass die Mutter mit ihrer neuen Familie in ein neues Umfeld zu ziehen scheint, in der sie wohl über keinerlei (oder zumindest wenige) Sozialkontakt verfügt; zudem ist es möglich, dass sie in ihrer Tätigkeit als Hausfrau zusätzlich auf den Reproduktionsbereich der Familie einge- und damit in ihrem sozialen Wirkungskreis beschränkt ist. Es würde in dieser Situation nicht verwundern, wenn die Mutter stark auf ihren einzigen Sohn fixiert wäre. Damit ist in einer Dreier-Konstellation natürlich für Konfliktstoff gesorgt. Diese an sich schwierige Konstellation wird nun durch die finanziell enge Lage der Familie noch weiter verschärft.

Nach dem Abschluss der obligatorischen Schulzeit (Sekundarschule) besuchte David eine einjährige Berufswahlklasse⁶⁵, brach diese aber aufgrund eines Konfliktes mit dem Lehrer über die Einschätzung seiner Berufschancen vorzeitig ab. Dasselbe Schicksal ereilte auch die anschliessend in Angriff genommene Berufslehre. David arbeitete dann während einigen Jahren temporär in verschiedenen Anstellungsverhältnissen. Damit kam seine bisherige Bildungskarriere zum Stillstand. Seine berufliche Situation hat sich nach dieser Periode stabilisiert, er arbeitet seit ca. zehn Jahren als angelernter Elektromonteur bei der Stadtverwaltung in der oben erwähnten Stadt.

David ist seit vier Jahren verheiratet, er hat drei Kinder. Bei ihnen handelt es sich um einen 11jährigen Stiefsohn, den seine Partnerin aus einer früheren Bindung mit in die Beziehung mit David gebracht hat, und um zwei Töchter im Alter von viereinhalb und zweieinhalb Jahren.

⁶⁴ In diesem Abschnitt handelt es sich bei *kursiv gesetzten Passagen* um Zitate aus dem Interview.

Das Interview wurde in der Schweizer Mundart geführt, mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und anschliessend ins Hochdeutsche transkribiert. Dabei wurden syntaktische Eigenheiten des Dialekts nicht verändert und prägnante Ausdrücke und Formulierungen nicht übersetzt. Bei der Übertragung habe ich ein möglichst einfaches – für meine Zwecke ausreichend differenziertes – Notationssystem verwendet: ..., ..., bezeichnen Pausen (je länger, desto mehr Punkte); - bezeichnet abgebrochene Wörter; bei den in //..// gesetzten Aussagen handelt es sich um nicht-intervenierende Bestätigungsfloskeln; in einfachen Klammern (..) sind kurze Kommentare gesetzt; (???) bedeutet, dass einige Wörter bei der Transkription nicht verständlich waren.

⁶⁵ Zur Berufswahlklasse (BWK) siehe <http://home.datacomm.ch/rotacker/Themenframes/Seiten/bwk.html>: „Die BWK profitieren von der guten Arbeit der Reallehrerinnen und Reallehrer. Das 1. Semester dient der Berufsabklärung. Alle Fächer werden einbezogen. Im Januar/Februar finden 2 Schnupperlehrwochen statt. Die Schüler/-innen werden begleitet. Ein Austausch zwischen Schule und Wirtschaft ist möglich. Das Ziel der BWK ist ein abgeschlossener Lehrvertrag. Bewerbungen werden in der Schule erarbeitet. Die BWK-Lehrkraft vertieft und ergänzt das Wissen und füllt Lücken.“

Auch die Konstellation in seiner aktuellen Familie⁶⁶ ist also im Hinblick auf die Analyse durchaus interessant. Dabei gilt es insbesondere einen Blick auf Davids Beziehung zu seinem Stiefsohn zu werfen⁶⁷: auf einer unbewussten Ebene kann die These aufgestellt werden, dass sich David mit diesem in einer ständigen Konkurrenzsituation um den Platz „am Herzen“ seiner Partnerin befindet. Durch den – ebenfalls unbewussten – Verdacht, dass der Stiefsohn in dieser Hinsicht einen Vorteil besitzt, da er einerseits seiner Mutter in der Symbiose im Mutterbauch näher war als David ihr je kommen kann und weil er andererseits diese schon länger kennt als David, kann sich seine Position in der Familie in Davids subjektiver Wahrnehmung als überaus wackelig und prekär darstellen. Auch diese Hypothese gilt es am Material zu überprüfen.

Im Folgenden werde ich Sequenzen aus dem Gespräch mit David analysieren, um so einige Aspekte der Strukturierungsgesetzlichkeit des Falles so gut als möglich auszuarbeiten.⁶⁸ Ich beginne dieses Unterfangen – wie dies in der sequenzanalytischen Verfahrensweise der objektiven Hermeneutik üblich ist – mit der Eröffnungspassage.

3.31 Die Notwendigkeit der Organisation von Schutz – die Anfangssequenz

I: So ein wenig zum Einstieg, zum Herausfinden wie wir so ein wenig in diese Geschichte von - von diesem Körper, äh, hineinkommen – vielleicht einfach so als Einstiegsfrage: was ist so die erste Erinnerung, die Sie haben, wenn Sie an ihren Körper denken? Ist es ein spezielles Erlebnis oder ein spezielles Gefühl, das Ihnen da in den Sinn kommt?

D: Hmm... nein, eigentlich nicht gerade, nein. (überlegt lange) Also... seit der Kindheit?

I: Klar

D: (überlegt weiter) Das ist natürlich schwierig zu sagen, also, nein, nichts Spezielles, bhah (ratlos)...

I: Haben Sie eine Erinnerung daran, wann es Ihnen aufgefallen ist, dass, dass dieser Körper, den Sie da haben, dass der zu Ihnen gehört?

D: Ja, das, ja, //I: Mhm// schon, ja

I: Mhm, und was wäre das, was sind das für Erinnerungen?

D: Bhuph (angestrengt, gefordert), ja, die Muskeln, //I: ähä// also, und ähh die Grösse, dass man wächst, //I: ähä, ähä// und ähh, dass man Haare kriegt, //I: ähä// oder, Barthaare, //I: ähä// unter den Armen Haare, //I: ähä// Brusthaare – ja...

I: Kommen Ihnen bestimmte Situationen in den Sinn, die mit Wachsen, dem Körper, der Behaarung auch, im Zusammenhang stehen, denn? (Pause – dann erklärend) Also, so wie merken, ah, genau, dort habe ich das zum Beispiel wahrgenommen oder dort bin ich einmal vor dem Spiegel gestanden oder... ich weiss nicht genau, was...

D: Also, was ich jetzt einmal gehabt habe, ist, dass im, im Schlaf drin, oder, dass ich gemerkt habe, irgendwie, irgendetwas geht, oder, wenn ich so ein Gefühl gehabt habe... (S's Mobiltelefon klingelt)

Halt, Scheisse, ich muss das abstellen, sonst läutet das die ganze Zeit, (???) kurz auf lautlos (drückt ca. 5 Sek. auf seinem Mobiltelefon herum) sonst geht das nicht gut (beide lachen)

Ja eben, dass, dass, dass ich das im Schlaf gehabt habe [...]

⁶⁶ Wenn im folgenden von „Familie“ die Rede sein wird, ist damit explizit Davids aktuelle Familie mit Partnerin und Kindern gemeint. Ich unterscheide sie terminologisch von der „Herkunftsfamilie“, in der David aufgewachsen ist.

⁶⁷ vgl. dazu den Artikel von Meyer (2002)

⁶⁸ Nicht immer wird es dabei natürlich möglich sein, alle Gedankengänge und alle Belege, die für diese Interpretation und gegen jene gesprochen hat, aufzulisten und nachvollziehbar zu machen. Um dem Anspruch der objektiven Hermeneutik punkto Falsifizierbarkeit gerecht zu werden, kann das gesamte Transkript des Interviews im methodischen Anhang auf Seite 83ff. dieser Arbeit eingesehen werden.

Etwas umständlich wird das Interview formal und explizit mit dem *Einstieg* er- und damit auch der Themenhorizont geöffnet: da geht es denn zuerst einmal um das *Herausfinden* von etwas – und zwar ums *Herausfinden wie wir so ein wenig in diese Geschichte von - von diesem Körper, äh, hineinkommen*. Es geht also um eine bestimmte *Geschichte*. Damit ist ein Spot geworfen auf die Vergangenheit, es soll beleuchtet werden, wie etwas so geworden ist, wie es sich nun präsentiert. Und dieses etwas ist *dieser Körper*. Drei Dinge fallen besonders auf bei der Formulierung:

- Das *Herausfinden* bezieht sich auf *hineinkommen*, nicht auf die *Geschichte*. Der Interviewer scheint sich nicht sicher zu sein, *wie* er mit seinem Gegenüber zu dieser Geschichte vordringen wird. Fraglich ist also in erster Linie einmal das gute Gelingen des Gesprächs.
- Im Lichte dieser Erkenntnis erstaunt nicht mehr allzu sehr, dass *wir* das herausfinden müssen – durchaus hängt das gute Gelingen des Gesprächs von beiden Seiten ab. Doch wird mit dieser Formulierung David in diese Verantwortung mit hineingenommen. Die Einleitung enthält die Warnung: „unser Kontakt kann scheitern, und dann sind wir beide schuld“. Wird sich das für das Gespräch als Bürde erweisen?
- Erwähnt wird aber auch der *Körper* als etwas, worauf sich das Gespräch konzentrieren wird; gleichzeitig wird dieser aber durch den Gebrauch des Demonstrativpronomens in die Ferne gerückt, gleichsam zum zu untersuchenden Objekt gemacht, das nun aus der Ferne betrachtet wird.

Mit dem Einschub *vielleicht einfach so als Einstiegsfrage* kommt der Interviewer nun zur eigentlich angestrebten Eröffnung zurück: *was ist so die erste Erinnerung, die Sie haben, wenn Sie an ihren Körper denken?* Diese ist dann klar und deutlich, als ob er nach dem Aussprechen des Zweifels erleichtert und mit geklärtem Sinn ins Gespräch einsteigen könnte. Es fällt auch auf, dass diese Frage sehr spezifisch gestellt ist. Es geht um eine ganz bestimmte Erinnerung, die jetzt gerade da ist im Hinblick auf diesen Körper. Es wird vorausgesetzt, dass David eine solche Erinnerung hat – zudem handelt es sich dabei um eine offene Frage: David wird aufgefordert, diese Erinnerung zu erzählen. Verbunden mit der vorher ausgedrückten Fraglichkeit und dem Einbinden in die Verantwortung für das Gelingen scheint er nun unter einem ziemlichen Druck zu stehen: „erzähle oder unser Kontakt scheitert“ steht implizit als Drohung im Raum. Damit steht auch Davids Reaktion in Drucksituationen zur Debatte. Die Fragestellung ist aus dieser Warte – gerichtet an einen hinsichtlich seiner Gewalttätigkeit ausgewählten Gesprächspartner – äusserst offensiv und brisant.

Es folgt mit *Ist es ein spezielles Erlebnis oder ein spezielles Gefühl, das Ihnen da in den Sinn kommt?* insofern noch eine kleine Hilfestellung und Entlastung, als Angebote für die Art dieser *Erinnerung* genannt werden, und auch indem zugestanden wird, dass es sich dabei um etwas handelt das *da in den Sinn kommt*, also spontan entsteht und nicht schon vofabriert bereit liegen sollte.

Zusammenfassend kann man sagen, dass David einen herausfordernden Auftrag erhalten hat. Dies nicht nur deshalb, weil – im Falle einer Nicht-Erfüllung – sein Verhältnis zum Interviewer thematisch werden könnte. Dazu kommt auch noch der Aspekt, dass die Frage ein hohes Mass an Selbstreflexion und Kenntnis über seine Geschichte und sein Gewordensein voraussetzt. Mit dieser Einstiegsfrage setzt der Interviewer am oben skizzierten Spannungsfeld zwischen krisenhafter Kommunikation und sicherem Rahmen eindeutig bei ersterem an. David hat nach dieser riskanten Eröffnung folgende Anschlussmöglichkeiten:

1. Er kann „brav“ sein und die Frage beantworten. Damit legt er einen Grundstein für eine gelingende Interaktion. Das setzt voraus, dass er diesen Grad an reflektiertem Umgang mit seiner Geschichte aufweist.

2. Er kann die Frage nicht beantworten und die Interaktion beenden. Die Wahrnehmung dieser Möglichkeit bedingt allerdings sehr viel Mut und Selbstsicherheit.
3. Er kann die Frage nicht beantworten, aber anderweitig seiner kooperativen Grundhaltung Ausdruck geben. Damit liesse sich ein Rückschluss ziehen auf seine Fähigkeit zur Selbstreflexion.

Mit seiner Antwort *hmm... nein, eigentlich nicht gerade* nimmt David Bezug auf die Frage *Ist es ein spezielles Erlebnis oder ein spezielles Gefühl, das Ihnen da in den Sinn kommt?*, denn nur das ist eine ja/nein-Frage. Er scheint zudem in seiner Reaktion auf der Schiene der 3. Möglichkeit zu fahren, denn einerseits beantwortet er die Frage des Interviewers nicht, andererseits signalisiert er mit *hmm, eigentlich* und *gerade*, dass es ihm nicht um eine prinzipielle Ablehnung des Interviews geht und dass er die Frage durchaus ernst nimmt. David scheint Zeit zu schinden, er *überlegt lange*, wie er mit der äusserst offensiven Gesprächseröffnung des Interviewers umgehen kann und soll. Mit dieser vorsichtigen und zögerlichen Reaktion erscheint David im ersten Moment des Gesprächs als eine Person, die in einer schwierigen Situation zunächst einmal auf ihren Schutz bedacht ist.

Er schliesst an diese Denkpause die interessante und interpretationsbedürftige Frage *Also... seit der Kindheit* an. Diese verweist entweder auf einen therapeutischen oder auf einen sehr persönlichen Kontext. In welcher Variante bewegt sich David mit seiner Rückfrage und was hätte sie je zu bedeuten? Im ersten Fall – David ist ja Teilnehmer einer Therapiegruppe für häuslich gewalttätige Männer – könnte man die Bedeutung umschreiben mit: „aha, begegnen wir uns auf dieser Ebene?“; der Interviewer müsste sich dann darauf gefasst machen, dass nun die in der Therapieerfahrung angelernten Strategien zum Einsatz kämen. Im zweiten Fall könnte man sie paraphrasieren mit „dreht sich das Gespräch um so persönliche Dinge?“; dabei würde es sich um eine Versicherung handeln, dass dieses Gespräch in einem sicheren Rahmen stattfindet. David wirkt in dieser Lesart schutzbedürftig, delegiert dieses Bedürfnis aber an den Gesprächspartner; er scheint sich der Welt gegenüber schutzlos ausgeliefert wahrzunehmen. Welche dieser Lesarten David tatsächlich realisiert, ist an diesem Punkt noch nicht klar zu beurteilen. Allerdings spricht die Tatsache, dass David auch vorher schon mit der Organisation von Schutz beschäftigt war, meiner Meinung nach eher für die zweite Lesart.

Auf der Ebene des subjektiv gemeinten Sinnes besagt die Antwort *klar* sicherlich, dass es durchaus im Sinne des Interviewers ist, dass David auch über seine Kindheit berichtet; er hat ja in der Einstiegsfrage bereits darauf verwiesen, dass ihn die *Geschichte von diesem Körper* interessiert. Auf der latenten Sinnesebene allerdings gilt es zu beachten, dass er auch auf die Bedeutung der Rückfrage – egal, welche Lesart ihr zugrunde gelegt wird – eine bejahende Antwort gibt.

Weiterhin signalisiert David mit *das ist natürlich schwierig zu sagen*, dass er eine Antwort nicht prinzipiell verweigert, sondern dass ihn die Fragestellung (über)fordert. Zudem lässt er auch durchblicken, dass er sich vom Interviewer mit bestimmten Erwartungen konfrontiert sieht, die er nicht erfüllen kann, er kann einfach zu diesem Thema *nichts Spezielles* sagen. Es deutet sich an diesem Punkt der Interpretation bereits an, dass David im Umgang mit Selbstreflexion und der deutenden Auswertung seiner Biografie wenig geübt ist. Trotzdem signalisiert er weiter, dass er an der Fortsetzung des Gesprächs sehr interessiert ist. Damit lässt sich eine erste, weiter zu überprüfende These bezüglich Davids Organisation von Schutz ableiten: Kooperation mit dem situativ Mächtigen.

Für den Interviewer ergeben sich nun folgende Anschlussmöglichkeiten:

- Er kann auf seiner ursprünglichen Frage insistieren und die Fragestellung präzisieren, um David so einen Hinweis zu geben, was er von ihm erwartet – insbesondere kann er den Druck, etwas *Spezielles* zu sagen, von ihm wegnehmen.
- Er kann David eine neue Frage stellen und die Interaktion anderweitig fortsetzen.
- Er kann die Interaktion abbrechen, was aber einer Erklärung bedürfte, da David seine grundsätzliche Bereitschaft für dieselbe signalisiert hat.

Der Interviewer führt die Interaktion fort, er stellt eine neue Frage – die sich aber an die erste inhaltlich anlehnt. Weiterhin geht es um *eine Erinnerung* und um diesen *Körper*, weiterhin ist es auch eine spezifische Frage nach einem Zeitpunkt: *wann... aufgefallen?* Und zwar geht es um den Zeitpunkt, an dem dieser Körper als der eigene wahrgenommen wurde. Allerdings ist die Fragestellung nicht mehr offen. Der Interviewer fragt danach, ob es eine solche Erinnerung gibt. Damit startet er einen zweiten Versuch und geht auf Davids Überforderung mit der offenen Fragestellung ein. Es folgt von Davids Seite mit *ja, das, ja, schon, ja* eine fast schon eifrig zu nennende Bejahung, eine Ermutigung, das Gespräch auf diesem Gebiet fortzusetzen. Diese Ermutigung nimmt der Interviewer auf und fragt nun konkret nach dem Inhalt dieser Erinnerungen und fordert David auf zu erzählen.

Damit hat sich die Interaktion merklich stabilisiert. Das ist ein wesentliches Verdienst von David, der immer wieder Zeichen ausgesendet hat, dass ihm am Gelingen dieser Kommunikation gelegen ist, dass er seinen Teil der Verantwortung zu übernehmen bereit ist. Mit diesem Wissen lässt sich die Hypothese bezüglich seines Verhaltens unter Druck weiter präzisieren: David nimmt seinen Teil der Verantwortung durchaus wahr und ernst! Sein Eifer im Bestreben, seinen Kooperationswillen zu demonstrieren und den Abbruch der Gesprächsbeziehung zu verhindern, lässt Rückschlüsse zu bezüglich seines Umgangs mit Nähe und stützt die Hypothese, dass er unter Verlustängsten leidet. Diese Thesen gilt es insbesondere im Zusammenhang mit der Rekonstruktion seiner Familiengeschichten zu überprüfen. Damit bestätigt sich nun auch die bereits oben konstatierte Vermutung, dass David mit der Frage *Also... seit der Kindheit* die Sicherheit des Gesprächsrahmens thematisiert.

David versucht zwar, die Frage des Interviewers so gut wie möglich zu beantworten, es strengt ihn aber offensichtlich an. Es fällt einerseits auf, dass dieser Einstieg in eine Antwort auf die Frage *Mhm, und was wäre das, was sind das für Erinnerungen?* sehr vage ausfallen. Das ist nicht eine konkrete Erinnerung. Es ist nicht ersichtlich, wie David daran gemerkt hat, dass es sich um seinen Körper handelt. Es kommt einem eher so vor, als sei David auf der Suche nach Erinnerungen und signalisiere auf dem Weg dorthin, dass es ihm wichtig sei, dieses Mal etwas sagen zu können. Auch hier fällt wieder der Eifer auf zu zeigen, dass er kooperiert. Zudem wird die These gestützt, dass David schwer über sich und seine Geschichte sprechen kann und dass er darin nicht sonderlich geübt ist.

Andererseits fällt auf, welche Teile er spontan mit seinem Körper assoziiert: bei *Muskeln, Größe, Barthaare, unter den Armen Haare, Brusthaare* handelt es sich entweder um klassisch männlich wahrgenommene Attribute oder sogar um sekundäre männliche Geschlechtsmerkmale. Er perzipiert seinen Körper also sehr stark und unverhüllt als männlichen Körper. Die Aneignung dieses Körpers als sein Körper scheint an eine Auseinandersetzung mit seiner Geschlechtlichkeit, seiner Männlichkeit gekoppelt zu sein.

Mit der in einer Interpretation möglichen Distanz nimmt man enttäuscht die Chance wahr, die der Interviewer hier verpasst hat⁶⁹ - hier hätte es sich angeboten, auf das Thema „Männlichkeiten“ zu sprechen zu kommen. Der Interviewer sieht in der Situation zuerst Davids Ratlosigkeit und kommt ihm zu Hilfe. Er fragt noch einmal nach bestimmten Situationen, nimmt einerseits Bezug auf die Stichworte seiner Aufzählung und gibt ihm damit zu verstehen, dass er nicht gänzlich daneben war. Andererseits versucht er ihm mehr Hinweise zu geben, wo David allenfalls diese Erinnerungen finden könnte – ohne ihn damit zu sehr einzuschränken (*ich weiss nicht genau, was...*).

In der nun folgenden Sequenz fällt in erster Linie einmal auf, dass die verschiedenen Teile sehr wenig aufeinander Bezug nehmen. Es scheint sich um verschiedene Versuche von Anfängen zu handeln, die Frage zu beantworten. David ringt nach Worten, mit denen er auf die Frage eingehen könnte. Immerhin fällt auf, dass in mehreren Teilen angedeutet wird, dass er jetzt einen spezifischen Vorfall erzählen möchte. Wie lässt sich diese Sequenz interpretieren?

- Es besteht die Möglichkeit, dass David nach der geeignetsten Situation sucht – was immer da die Eignungskriterien wären (diejenige, die ihm am besten gefällt?; oder die dem Interviewer am besten gefällt?...). Darin würde sich sein Eifer noch einmal bestätigen.
- Es besteht auch die Möglichkeit, dass er nach der sichersten Situation sucht – nach derjenigen, die er erzählen kann und will, ohne sich zu entblößen. Darin würde sich seine Schutzbedürftigkeit noch einmal bestätigen.
- Es besteht als drittes auch die Möglichkeit, dass er nach wie vor nach Worten sucht, in die er sein Erleben packen und es mitteilen kann. Darin würde sich seine „Ungeübtheit“ im Nachdenken und Sprechen über sich selbst noch einmal bestätigen.
- Und es ist auch möglich, dass ihm immer wieder etwas anderes in den Sinn kommt und er sich nicht entscheiden kann, was er erzählen möchte. Darin würde David Schwierigkeiten offenbaren zu gewichten, was (ihm) wichtig ist und was nicht. Das würde darauf verweisen, dass er Mühe hat damit, Ereignisse und Erlebnisse auszuwerten und so zu Erfahrung gerinnen zu lassen.

Es gibt also mehrere Möglichkeiten, diese verschiedenen Anfänge zu interpretieren, die uns allesamt auf Thesen zurückbringen, die uns in der Analyse seiner Strukturierungsgesetzlichkeiten bereits aufgefallen sind und diese damit stärken.

Es folgt nun ein ungeplantes Ereignis, das die nach den gesprächsinternen Schwierigkeiten gewonnene Stabilität von aussen bedroht: *Davids Mobiltelefon klingelt*. Das ist eine Panne. In einer Situation, in der ein Mobiltelefon mitten in einem Interview – also einer prekären, qua unvertrauten, sozialen Interaktion – klingelt, muss *Scheisse* als Ausruf des Schreckens oder des Ärgers interpretiert werden. Das *abstellen* bezieht sich auf das Mobiltelefon, das in diesem Kontext ganz eindeutig stört. Indem David aber seinen Ärger über das unerwartete Ereignis kundtut und unmissverständlich klarstellt, dass er den Störenfried auszuschalten gedenkt, gibt er dem Interviewer auch zu verstehen, dass ihm dieses Gespräch wichtig ist. Es ist nun von David in irgendeiner Form eine Entschuldigung für diese Störung zu erwarten. Es muss

⁶⁹ Beim Interview handelt es sich – wie Schallberger (1996:146) sehr schön darlegt – um ein „naturwüchsiges“ Gespräch, das der Interviewer in erster Linie als Alltagsmensch führt, laufend die in einem Gespräch üblichen Verstehensleistungen vornimmt und Anschlussmöglichkeiten wahrnimmt bzw. verwirft. Der spätere Analytiker des Protokolls, auch wenn es sich bei ihm um die gleiche Person handelt, muss die getroffene Wahl akzeptieren, auch wenn er mit der ihm zur Verfügung stehenden zusätzlichen Zeit und Distanz anders wählen würde.

aber explizit festgestellt werden, dass er diese externe Krise äusserst gewandt zu meistern vermag.

Interpretationsbedürftig ist erst wieder der Abschluss dieser Passage: *das geht sonst nicht gut*. Der verschriftete Text lässt auf den ersten Blick sowohl die Lesart zu, dass es sich hier um einen Vergleich handelt (zwischen dem Interview mit Störung und dem ohne), bei dem die eine Möglichkeit höher bewertet wird als die zweite; er lässt aber auch die Möglichkeit zu, dass vor einer Bedrohung gewarnt wird. Dieser Interpretation zufolge würde also ein wiederholt gestörtes Gespräch von David als Bedrohung erlebt. Definitiv entscheiden lässt sich das an der Ausdrucksgestalt aber nicht.

Nach der vorherigen Krise der Interaktion durch das Klingeln des Mobiltelefons wird durch das Vergemeinschaftungsritual *beide lachen* wieder Normalität hergestellt: durch die als witzig eingestufte Bemerkung wird die Peinlichkeit der Situation zu überspielen versucht. Gleichzeitig fungiert diese auch als implizite Entschuldigung für das Verschulden der Störung der Interaktion; das gemeinsame Lachen ist in dieser Hinsicht ein Erfolgszeichen, es sagt so etwas aus wie: „ist schon okay, wir können weitermachen“.

Mit *ja eben, dass, dass, dass ich das im Schlaf gehabt habe* greift David nun den Faden seiner Antwort wieder auf. Damit gilt es kurz zurückzublicken auf die Forderung nach einer Entschuldigung, die oben an die Situation gestellt wurde. Wie gesehen kommt es dazu, aber nur implizit. David lässt durchblicken, dass er die Notwendigkeit einer Rückversicherung der Interaktion durch ein Ritual der Vergemeinschaftung, durchaus sieht. Es ist aber nicht so klar, ob er auch auf ein ausgereiftes Fehlerbewusstsein zurückgreifen kann. Auch dies muss der Fall in Zukunft noch weisen.

Es ergeben sich also aus der Analyse der Eröffnungssequenz des Gesprächs die folgenden Hypothesen bezüglich Davids Fallstruktur:

Die **Organisation von Schutz** stellt ein wichtiges Thema für David dar, wenn er von aussen unter Druck steht und herausgefordert wird – in Ausrichtung auf diese Thematik fällt er seine Entscheidungen. Dies manifestiert sich auf verschiedene Arten und auf verschiedenen Ebenen:

1. David ist nicht ein Mann, der leicht über seine Geschichte sprechen kann. Denn wenn er sich öffnet, Nähe zulässt (und damit verletzlich macht), kann er sich selber nicht schützen. Das zeigt sich im Gespräch daran, dass er sich immer wieder von sehr spezifischen, persönlichen Frage bedroht und überfordert fühlt.
2. David ist eine unsichere Persönlichkeit, der es schwer fällt, die Erwartungen und Aufforderungen eines Gegenübers einzuschätzen und sich zu ihm zu positionieren. Diese Unsicherheit scheint ihm insbesondere in „Beziehungsdingen“ anzuhaften, sie äussert sich weniger stark in der Reaktion auf externe Faktoren.
3. Auffallend ist der Eifer, mit dem David den erfolgreichen Verlauf der Interaktion sicher zu stellen versucht. Seine demonstrative Bereitschaft, sich zu öffnen, scheint intuitiv dem ersten Punkt zu widersprechen. Darin könnte sich ein ambivalentes Verhältnis zu Nähe und Distanz äussern: indem er sich dem (situativ) Mächtigen unterwirft, erkaufte er sich Schutz; er ergibt sich von Anfang an – in der Hoffnung, nicht verletzt zu werden.
4. Unter Druck reagiert David in dieser Interviewsituation – die ja an sich schon ungewohnt und damit unsicher ist – sehr defensiv und vorsichtig. Er baut ein mehrstufiges Abwehrdispo-

sitiv auf. Dies zeigt sich insbesondere in der Situation, in der sein *Mobiltelefon klingelt* und er wenig Fehlerbewusstsein an den Tag legen kann.

Dafür scheint es ein Bündel von **Gründen** zu geben:

1. David fällt es schwer, das Verhältnis seiner selbst zur Aussenwelt adäquat einzuschätzen. Er tendiert dazu, seine Bedeutung entweder zu überschätzen (und sich für mächtiger/machtvoller zu halten) oder zu unterschätzen (und sich für machtlos/ohnmächtig zu halten).
2. Analog dazu unter- bzw. überschätzt er auch die Wirkung seiner Handlungen.
3. David fällt es schwer, seine Geschichte auszuwerten. Zu gewichten, was (ihm) wichtig ist und was nicht. Das würde darauf verweisen, dass er Mühe hat damit, Ereignisse und Erlebnisse auszuwerten und so zu Erfahrung gerinnen zu lassen.
4. David ist nicht der Typ, der sich regelmässig selbstreflexiv mit sich und seiner Biografie auseinandersetzt. Es fällt ihm schwer, über diese zu reden und Erklärungsansätze fallen oft holzschnittartig aus. Es ist nicht sicher, ob er bereit ist, die Verantwortung für sich und sein „So-Geworden-Sein“ zu übernehmen.

Zusammengefasst ergibt sich aus dieser Aufstellung von für Davids Strukturierungsgesetzlichkeit wichtigen Themen eine Perspektive, unter der das Interview weiter zu untersuchen ist. Dabei geht es im weitesten Sinne darum, diese Themen am Material zu überprüfen, zu schärfen und zu vertiefen. Insbesondere bei den Gründen geht es darum, zu den tieferen Schichten vorzudringen und klarere Konturen zutage zu fördern. Dabei wird es unumgänglich sein, sich mit den Strukturen der aktuellen und der Herkunftsfamilie auseinanderzusetzen (3.32).

In einem weiteren Schritt werde ich einige, sich im Gespräch manifestierende Aspekte von Davids Persönlichkeitsstruktur erläutern. Dabei werde ich insbesondere auch zu den Themen Körper und Männlichkeit, die – so sind wir aufgrund der bisherigen Resultate gedrängt zu vermuten – eng an einander geknüpft sind, etwas zu sagen versuchen (3.33).

In einem abschliessenden Teil werde ich mich Davids Bezug zur Gewalttätigkeit annähern, sein spontanes Modell einer Gewalterklärungstheorie und seine Legitimationsstrategien anhand des Materials zu beschreiben versuchen und mich mit den Chancen und Tücken des Prozesses der Verhaltenänderung befassen (3.34).

Meine Auseinandersetzung mit diesen Themen werde ich methodisch nicht mehr ganz so ausführlich und gründlich darstellen.

3.32 Die Tiefenstruktur der Bindungsfähigkeit

Am deutlichsten zeigen sich die Bindungsstrukturen, die Menschen sich angeeignet haben, in den engsten und alltäglichsten Bindungen, die wir eingehen – in den familiären Bindungen. Die objektiven Daten geben auch in diesem Fall schon wichtige Hinweise, wie David sich in Beziehungen bewegt, wo er sich mit Ressourcen, wo mit Herausforderungen konfrontiert sieht. Im Folgenden geht es mir darum, einige Aspekte der Tiefenstruktur seiner Bindungsfähigkeit herauszuarbeiten. Ich fange an bei einigen Zügen, die sich in Bezug auf seine Familie manifestieren. Diese werde ich zurückverfolgen in Davids Herkunftsfamilie, um so gleichsam immer tiefer in diese Struktur einzudringen.

3.321 Die Problematik der aktuellen Konstellation

Nach der oben zitierten Einstiegssequenz findet das Interview mit Davids wichtigstem Hobby – dem Fussballspielen – ein erstes Thema, an dem sich das Gespräch weiter stabilisieren und entwickeln kann. Es wird allerdings sehr schnell klar, dass es sich beim Fussball um ein „Stellvertreterthema“ handelt: *Fussball ist ja nicht allein das Fussballspielen, oder*, es gibt sehr viele Facetten, die damit für David verknüpft sind. In diesem Kontext kommt David erstmals auf seine Familie zu sprechen:

I: Was hat es [das Fussballspielen, AG] jetzt wieder für eine Bedeutung?

D: Abwechslung. //I: ähäh// Also vor allem, durch die Familie auch, die ich habe, oder, ich habe drei Kinder, //I: mhm, mhm// und zwei Hunde, also eigentlich einen, aber zwei zum Hüten (???), oder, und es braucht schon, es tut mir gut, wenn ich nur schon trainieren gehe, //I: ähäh// oder, man kann sich wieder den Stress abbauen und alles

Mit *Abwechslung* durchbricht man eine monotone oder anstrengende Tätigkeit. Im Blickfeld derselben ist aber üblicherweise nicht das, was man zur Abwechslung tut, sondern die monotone oder routinierte Tätigkeit. Ziel der Abwechslung ist so, die andere Tätigkeit wieder machen zu können, sie ist so eindeutig ein Mittel, das mithelfen soll, einen übergeordneten Zweck zu erreichen. Indem David dann auf *die Familie* zu sprechen kommt, gibt er einerseits zu verstehen, dass er diese Familie als monoton oder als anstrengend erlebt. Dass er diese Abwechslung *braucht*, damit er seinen *Stress abbauen* kann, lässt uns darauf schliessen, dass es sich hier um die Lesart der Anstrengung handelt. Andererseits präsentiert er sich aber auch als verantwortungsvoller Ehemann und Vater, der sich in dieser Familie so stark engagiert, dass sie überhaupt erst zu einer Anstrengung für ihn werden kann. Er führt die Familie so auch als einen wichtigen Bereich in seinem Leben ein.

David spricht hier von der *Familie auch, die ich habe*. Dabei handelt es sich um eine recht auffällige Formulierung, würde der subjektiv gemeinte Sinn doch regelgeleitet mit dem Possesivpronomen gebildet: „meine Familie“. Auf der Ebene der latenten Sinnstrukturen lässt sich in der von David gewählten Formulierung eine (affektive) Distanzierungs- und Objektivierungsbewegung erkennen. Daraus lassen sich zwei mögliche Thesen ableiten: Entweder ist es mit dieser Familie – aus Davids Perspektive – nicht zum besten bestellt, so dass er sich von ihr innerlich zu distanzieren beginnt; oder aber es stellt für ihn allgemein eine Schwierigkeit dar, sich auf affektive und nahe Beziehungen einzulassen. In diesem Falle stellte sich die Frage nach den möglichen Ursachen für diese Schwierigkeiten. Diese beiden Thesen gilt es für die Auseinandersetzung mit seiner Bindungsfähigkeit im Blickfeld zu bewahren.

Es stellt sich weiter die Frage, was David im Zusammenhang mit seiner Familie als anstrengend erlebt. Seine erklärende Aussage *ich habe drei Kinder* scheint zum Ausdruck zu bringen, dass er in erster Linie den Umgang mit ihnen als anstrengend erlebt. Durch den doch etwas sehr pedantisch wirkenden Nachtrag *und zwei Hunde, also eigentlich einen aber zwei zum Hüten* stellt sich die Frage neu und anders: der Fokus verlagert sich vom Genannten – den Kindern – hin zur Partnerin, die nicht erwähnt wird. Sie scheint von ihm entweder vergessen oder aus dem „Schussfeld“ genommen worden zu sein.

Diese Thematik spitzt sich bereits wenig später in einer Passage, bei der es immer noch um das *Stress abbauen und alles* geht, noch einmal zu:

D: Also, ich habe es gemerkt, eben, ich habe dann auch ein Jahr, ein halbes Jahr Pause gemacht, als das zweite Kind gekommen ist, ähh, da sind wir schon zu dritt gewesen, das heisst zu viert, mit der Frau, oder, das erste Kind hat sie ja mitgebracht und dann ist Fussball ein bisschen viel gewesen, oder.

Das ist ein ziemlicher Lapsus, der David da unterläuft! Er vergisst eine Person aus seiner Familie! Die simple Rechnung lautet: ich + die Partnerin + 2 Kinder = *zu dritt gewesen, das heisst zu viert*. Wen hat er „vergessen“?

Der erste Verdacht, der sich aufdrängt: es ist die Partnerin. Auf sie deutet er gleich nach dem Missgeschick: *das heisst zu viert, mit der Frau*. In dieser Formulierung steckt allerdings eine doppelte Entwertung seiner Partnerin: erstens indem er sie vergisst und damit implizit aus der Familie ausschliesst; als er dies dann zu korrigieren versucht, gelingt ihm dies zweitens nur mit einer Distanz, die beinahe schon auf Beziehungslosigkeit schliessen lässt: denn dass *mit der Frau* seine Partnerin gemeint ist, ergibt sich nur aus dem Kontext zwingend...

Die Familie = wir drei + die Frau – so lautet die Gleichung, die sich aus diesem ersten Verdacht komprimieren lässt.

Doch dann kommt David auf *das erste Kind* zu sprechen, seinen Stiefsohn also, den *sie ja mitgebracht* hat. Es gibt zwei Lesarten von *mitgebracht*: üblicherweise bringt man Gegenstände oder Personen an einen bestimmten Ort mit, entweder um sie dort zu lassen und selber wieder zu gehen oder um mit diesen eine gewisse Zeit dort zu bleiben. Doch dann bleiben sie explizit an die mitbringende Person gebunden, ganz egal wie lange diese Zeit ist. Mit der auf diesen Fall passenden zweiten Lesart von *mitgebracht* bringt David also sehr zutreffend die bereits vermutete⁷⁰, für ihn prekäre Konstellation zur Sprache. Er ist sich seiner wackeligen Position durchaus bewusst. Genauso stark wie die Bindung des Sohnes an die Partnerin ist, muss auch die umgekehrte Beziehung vermutet werden.

Aus diesem Kontext kann nun ein zweiter Verdacht abgeleitet werden, der den ersten konkurriert: dass David nämlich weder die Partnerin noch den Sohn wirklich ausgeblendet hat, als er die Anzahl Personen der Familie angeben wollte – sondern vielmehr diese Konstellation, die ihn und seine Position in der Familie so sehr bedroht und in Frage stellt, dass er sie um jeden Preis ausblenden will. Dieser Verdacht wird durch die Tatsache gestützt, dass David ohne die problembehaftete Konstellation weiter zu kommentieren den Bogen zurück zum Fussball schlägt. Auch für ihn wäre es wohl gerade *ein bisschen zu viel gewesen*, sich weiter mit dieser Konstellation auseinander zu setzen.

In einer späteren Passage kommt David aber noch einmal auf diese Konstellation zu sprechen:

I: Kinder haben Sie vorher angetönt, auch, ähmm, zwei, glaube ich, von ihnen und eines, das von vorher //D: ja// gewesen ist, wie alt sind die denn?

D: Also, der Bub, der von ihr kommt, ist elf und die beiden Mädchen ist das eine viereinhalb und das andere zweieinhalb, und... (stockt)

I: Wie erleben Sie das, Vater zu sein?

D: Es ist schön und anstrengend, oder. //I: ähä, ähä// Also wenn ich jetzt, so, vielleicht, der 11jährige Bub ist momentan ein bisschen mühsam, also, er ist recht anspruchsvoll... und die 4.5jährige ist, die zieht ein bisschen mit dem 11jährigen, //I: mhm// also, sie ist auch schon ziemlich reif, oder, für ihr

⁷⁰ vgl. oben bei der Präsentation der objektiven Daten zu Beginn des Abschnitts „David – die Fallrekonstruktion eines Gewalttäters“ auf S. 36f. dieser Arbeit

Alter, auch ziemlich (???) – wie soll ich sagen – sie weiss, was sie sagt, und, und, sie hat auch mit, mit 2 hat die schon geredet wie ein Buch, //I: mhm// oder, also, und die ganz Kleine eher die Ruhige ist, //I: mhm, mhm// oder, also, fast das gleiche wie mein Vater und meine Mutter, oder, sie hat fast die gleiche... vom, vom, vom Reden her, oder... ähm... (Pause)

Auch in dieser Sequenz wird zunächst einmal klar, wie klar David die starke Bindung zwischen seiner Partnerin und ihrem Sohn wahrnimmt: *der Bub, der von ihr kommt* bildet mit seiner Partnerin ein „Päckli“, in das niemand sonst hineinzukommen scheint. Ansonsten verschwindet die Partnerin aber hier schon zum dritten Mal in irgendeiner Form aus dem Blickfeld, wenn David über seine Familie spricht. Und zum dritten Mal muss dieses Verschwinden im Sinne einer Ambivalenz interpretiert werden: denn einerseits scheint sie in seinem Blickfeld sehr wenig präsent zu sein und sehr leicht verloren zu gehen, andererseits handelt es sich durchwegs um Kontexte, in denen die Familie problematisiert und von Schwierigkeiten gesprochen wird; das Verschwinden der Gattin lässt sich so auch als Tendenz interpretieren, diese von der Problemzone fernzuhalten.

Ganz eindeutig problematisch ist in dieser Passage aber die Beziehung zum Stiefsohn. Der bereitet David als Person *momentan ein bisschen Mühe*. Das ist eine starke Aussage, das sagt man nicht über seine Kinder, schon gar nicht gegenüber einem Fremden, was der Interviewer für ihn ja ist! David scheint dies auch zu merken und versucht, sich zu korrigieren: *also, er ist recht anspruchsvoll*. Entweder hat er also viele Ansprüche, die er gerade geltend macht oder David erlebt die Beziehung zu ihm als eine, die ihm einiges abverlangt. Anspruchsvolle Personen bringen ihre Umgebung in schwierige Situationen – indem David von seinem Sohn sagt, dass er *anspruchsvoll* sei, nimmt er das übergriffige Element von *mühsam* zurück. Trotzdem besteht aber immer das Risiko, dass die anspruchsvolle Person für die schwierige Situation verantwortlich gemacht wird. Eine anspruchsvolle Person bleibt so ambivalent und gefährdet. Die Schuldzuweisung wird zwar zurückgenommen, sie bleibt aber quasi als Drohung im Raum.

Weiter – und damit kommen wir dem Kern der *anspruchsvollen* Konstellation immer näher – ist es für David ein Thema, dass *die 4.5jährige ist, die zieht ein bisschen mit mit dem 11jährigen*. Sie scheint also im Moment auch gerade ein bisschen mühsam – oder zumindest anspruchsvoll – zu sein. Schuld darin ist in Davids Darstellung aber ganz klar der Stiefsohn, denn die Tochter *zieht ein bisschen mit mit dem*. „Im Kern ihres Herzens ist sie nicht böse“, könnte Davids Aussage auf der latenten Sinnebene zugespitzt werden. Und darin manifestiert sich seine Angst vor der wackeligen und prekären Position, die er in der Familie innehat: was passiert, wenn jetzt alle plötzlich mitziehen *mit dem 11jährigen*? Dann steht er, David, plötzlich ganz alleine da.⁷¹ Die Verantwortung für diese Konstellation, für diese konstante (unbewusste) Bedrohung, der er sich ohnmächtig ausgeliefert wahrnimmt, schiebt David auf den Stiefsohn.

Das ist unfair, diesem gegenüber. Er wird mit dieser Verantwortung, für die er nichts kann, vom Stiefvater im Regen stehen gelassen. Und nicht nur das. Mit *also, sie ist auch schon ziemlich reif, oder, für ihr Alter, auch ziemlich (???) – wie soll ich sagen – sie weiss, was sie sagt, und, und, sie hat auch mit, mit 2 hat die schon geredet wie ein Buch* folgt beim Gedanken an die ältere Tochter eine enthusiastische Lobrede. Damit wird nicht nur die Entlastung der Tochter, die oben bereits zu beobachten war, noch einmal stark verstärkt: das Verhalten, das vom (Stief-)Sohn als schwierig bewertet wurde, wird bei der (leiblichen) Tochter umgewertet in ein star-

⁷¹ Und auch hier ist die explizit Abwesende – die Partnerin – implizit plötzlich fast schon brennend präsent: Wo wird sie stehen? Diese Frage löst (unbewusst) Angst aus, berechtigterweise. Es ist durchaus verständlich, dass von der Partnerin in Zusammenhang mit diesem Spannungsfeld nicht die Rede ist, denn an ihr erst kristallisiert sich die Tragweite der Bedrohung.

kes Kompliment. In dieser manifesten Aufwertung der Tochter steckt nun aber natürlich auch eine (erneut starke) latente Abwertung des Sohnes!

Doch auch die Euphorie der Lobrede auf die Tochter erstaunt und bleibt erklärungsbedürftig. Sie ist schon *ziemlich reif, sie weiss, was sie sagt* und im Alter von zwei Jahren *hat die schon geredet wie ein Buch*. Auch wenn es hier nicht darum geht, dass David entwicklungspsychologisch gültige Aussagen⁷² über den Werdegang seiner Tochter statuieren würde – es gibt nur zwei Möglichkeiten, wie diese Aussagen inhaltlich interpretiert werden können: entweder bringt David seine Faszination über die Entwicklung seiner Tochter zum Ausdruck oder wir haben es hier mit einer Projektion zu tun.⁷³ Weiter scheint David mit dieser Euphorie auch die Angst in sich, dass er die Tochter (und die ganze Familie) verlieren könnte, zum Schweigen bringen zu wollen.

und die ganz Kleine eher die Ruhige ist: Konsequenterweise gelangt nun auch die jüngere Tochter ins Bild. Es kommt einem so vor, als wären die Geister der Bedrohung, die David unabsichtlich geweckt hat, so mächtig, dass er alle zur Verfügung stehenden Mittel gegen sie ins Feld führen muss, um sie zu bannen.

Fast das gleiche wie mein Vater und meine Mutter, oder, sie hat fast die gleiche... vom, vom, vom Reden her, oder... David führt nun zur Stärkung oder Erklärung seiner Argumentation einen Vergleich an, der einigermaßen erstaunlich ist. Es gibt zwei mögliche Lesarten, nach denen diese Passage interpretiert werden kann:

- Entweder sind die beiden Töchter *fast gleich wie mein Vater und meine Mutter*, die eine wäre dann mehr der Vater, die andere mehr die Mutter. Dieser Vergleich macht insbesondere darum Sinn, weil vorher von beiden Töchtern die Rede war. Es müsste sich dann zeigen, dass auch ein Elternteil eher viel, der andere eher wenig geredet hat. In dieser Lesart stellt sich auf der Ebene der latenten Sinnstruktur im Zusammenhang mit dem Spannungsfeld „eigene Töchter – fremder Sohn“ nun die Frage nach dem Platz bzw. dem „Beitrag“ seiner Partnerin an das gute Gelingen der beiden Töchter. Sie scheint einmal mehr vergessen zu sein, keinen Platz zu haben. Schwierig einzuordnen bleibt in dieser Lesart der Wechsel vom Plural der beiden Töchter zum Singular in *sie hat fast die gleiche*. Hat er jetzt nur noch eine Tochter im Blickfeld?
- Genau diese Überlegung führt zur zweiten möglichen Lesart, der zufolge die jüngere Tochter *vom Reden her fast gleich wie mein Vater und meine Mutter* wäre. Das würde dann aber bedingen, dass auch der Vater und die Mutter in der Herkunftsfamilie sich *vom Reden her fast gleich* verhielten, sonst würde der Sinn des Vergleichs fraglich. Damit würde in dieser Lesart auf der latenten Sinnebene eine Art Rückversicherung ausgedrückt: auch wenn sich David der „Loyalität“ der älteren Tochter nicht ganz sicher sein kann, die jüngere ist – qua Anbindung an die ureigensten Wurzeln – ihm sicher.

⁷² Zum Spracherwerb beispielsweise hält Kohlstamm fest: „Mit ungefähr eineinhalb Jahren treten *Zweiwortsätze* auf, die, wie wir gleich sehen werden, eine ganze Skala von Ausdrucksmöglichkeiten beinhalten. Im dritten Lebensjahr werden die Sätze länger. Das Kind gebraucht nun auch immer mehr Wortarten. Zwischen dem fünften und dem sechsten Lebensjahr können die meisten Kinder ihre Muttersprache ziemlich perfekt sprechen.“ (Kohlstamm 1990:176f., Hervorhebungen ebenda)

⁷³ Es lässt sich an dieser Stelle nicht entscheiden, ob wir es mit der einen, der andern oder einer Mischung von beiden Lesarten zu tun haben. Aus einer tiefenpsychologischen Perspektive ist die zweite Lesart aber – gerade im Fall David – eine spannende These wert. In Davids Innenleben scheint die Auseinandersetzung mit dem Gegensatzpaar Allmacht – Ohnmacht eine nicht zu unterschätzende Rolle zu spielen: einerseits zeigt sich in der gerade analysierten Sequenz die Tendenz, den Allmacht-Teil, den Erfolg, das Gelingen abzuspalten und auf seine leiblichen Töchter zu projizieren; andererseits scheint er auch den Ohnmacht-Teil, das Scheitern, die Schuld abzuspalten und auf seinen Stiefsohn (und allenfalls seine Partnerin) zu schieben.

An dieser Stelle wird keine der beiden Lesarten eindeutig durch den Fall widerlegt. Es ist deshalb unumgänglich, sie vorläufig beide stehen zu lassen. Zudem lenkt Davids Rückgriff auf biografische Erklärungen, auf seine Wurzeln, unseren Blick ebenfalls hin zu den tieferen Schichten seiner Bindungsstruktur. Diese wurzelt eben in der Herkunftsfamilie, in den primären elterlichen Beziehungen in der Vater-Mutter-Kind-Triade. Diese gilt es weiter unter die Lupe zu nehmen, um tiefer gehende Schlüsse zu unserem Fall ziehen zu können.

3.322 Nähe und Schutzlosigkeit – der double-bind der Herkunftsfamilie

Die beiden folgenden Passagen geben einen guten Einblick in diese gesuchten ursprünglichen Schichten über die Struktur von Davids Herkunftsfamilie. David ist gerade dabei, wichtige Stationen aus seinem Leben zu schildern. Dabei legt er ein grosses Gewicht auf das 10. Schuljahr in der Berufswahlklasse, in deren Verlauf er als Reaktion auf Konflikte mit den Eltern in ein Lehrlingsheim zog. Auf diese Konflikte spricht ihn der Interviewer wenig später noch einmal an:

I: Was ist denn schwierig gewesen mit den Eltern, was sind dort für Konflikte aufgebrochen?

D: Ja, alles mögliche, also weil ich geraucht habe, weil ich gekifft habe (überlegt), ähh, meine Mutter hat immer alles wissen wollen, sie ist eigentlich noch ziemlich, ähh, wie soll ich sagen, neugierig, also haut dich auf alles an – und ich habe einfach meine Ruhe gewollt, //I: mhm// oder, und dann hat es natürlich verschiedene Konflikte gegeben, wie wenn ich von der Schule nach Hause gekommen bin oder vom Arbeiten wie ich muss noch das erledigen oder das erledigen und dann hat es so diese kleinen Reibereien gegeben, die dann einfach immer //I: mhm// grösser geworden sind.

Langsam tastet sich David an die Frage nach den *Konflikten* mit seinen Eltern heran. Bei *meine Mutter hat immer alles wissen wollen* bleibt er kleben. Das scheint ein Konflikt zu sein, der ihn beschäftigt, über den zu sprechen ihm wichtig ist; daran kommt er nicht vorbei. Wenn jemand *immer alles wissen* will, können zwei verschiedene Botschaften mitschwingen: im einen Fall sehen wir Einmischung, Misstrauen und permanente Grenzüberschreitung; im anderen Fall vermuten wir eine Liebesbeziehung und lesen aus der Formulierung sehr viel Anteilnahme und ein Sich Kümmern heraus. Psychologisch betrachtet fällt natürlich die Verwandtschaft dieser beiden Phänomene auf. Sie können sich zu einander wie die beiden Seiten einer Medaille verhalten. Im geschilderten Fall handelt es sich bei dieser Person um Davids *Mutter*. Gerade in diesem Kontext sind natürlich beide Seiten virulent: einerseits handelt es sich bei der Mutter-Sohn-Beziehung (üblicherweise) um eine Liebesbeziehung, in den ersten Lebensmonaten geradezu um eine symbiotische Verschmelzung und Verstrickung – sich um den Sohn zu kümmern ist in der klassischen Geschlechterrolle eine der ureigensten Aufgaben einer Hausfrau und Mutter; andererseits antwortet David hier auf eine Frage nach Konflikten, die in seiner Herkunftsfamilie aufbrachen, als er ungefähr 16 Jahre alt war. Deutlich sichtbar wird in diesem Kontext die subjektiv erlebte Grenzüberschreitung. Bereits scheint sich die in der Interpretation der objektiven Daten erahnte Isolation der Mutter in einer Fixierung auf den einzigen Sohn zu zeigen.

David bleibt bei seiner Mutter (*sie*) und schickt sich an, eine Aussage über ihr Wesen, ihren Kern (*eigentlich*), zu machen. Doch damit lässt er sich offenbar auf die Äste hinaus: denn was ganz zielstrebig beginnt (*sie ist...*), gerät ins Stocken (*ähh, wie soll ich sagen*), ins Relativieren (*ziemlich*), um dann zu einer Aussage (*neugierig*) zu kommen, die nicht weiter geht als das bisher bereits Gesagte. Es scheint für David nicht einfach zu sein, den Konflikt mit seiner

Mutter auszuhalten und auszutragen. Dies bestätigt die These, dass er seiner Mutter gegenüber ambivalente Gefühle empfindet.

also haut dich auf alles an. Trotz der Gewalt-Metapher hat *anhauen* in der Mundart keine grundsätzlich negative Konnotation. Es drückt sich darin aber Überrumpelung und eine Art Ohnmacht aus. Es scheint, dass sich David den wiederholten Grenzüberschreitungen der Mutter – auf die mit *alles* sachte noch einmal angespielt wird – schutzlos und isoliert ausgeliefert erlebte. Im Gebrauch von *dich* äussert sich denn auch sein Wunsch, den Interviewer in seine Opfererfahrung einzubinden und zu seinem Komplizen zu machen. Deutlich spannt David in *und ich habe einfach meine Ruhe gewollt, oder* den Konflikt auf zwischen der Dringlichkeit seines Bedürfnisses und der grenzüberschreitenden Art der Mutter, die eine Befriedigung desselben verhindert. Im *einfach* klingt der Leidensdruck, aber auch eine Art Verzweiflung an, in der Davids subjektives Erleben von Wehrlosigkeit noch einmal sehr emotional ausgedrückt wird.

Es wäre aber verkürzt, David in der Beziehung mit seiner Mutter einfach als wehrloses Opfer zu skizzieren. Diese Seite steht zwar deutlich im Raum, ich vermute als starke, schmerzhaft und prägende Erinnerung. Er scheint aber auch gelernt zu haben, wie er sich besser behaupten kann: das wird deutlich an seiner Aussage *und dann hat es natürlich verschiedene Konflikte gegeben*. Geradezu *natürlich* kommt es David vor, sich für sein Bedürfnis einzusetzen. Er gibt nicht einfach klein bei. Das Ergebnis ist mittelfristig eine Eskalation: die *kleinen Reibereien* werden *immer grösser*, bis nur noch eine (befristete) Trennung von der Mutter möglich ist.

So präsentiert sich die eine Seite der Mutter-Vater-Kind-Triade. Und was war mit dem Vater? Die folgende Passage schliesst sich unmittelbar an die gerade interpretierte an. Sie lässt Rückschlüsse zu hinsichtlich der anderen Seite:

I: Mhm... Und mit dem Vater ist es aber einfacher gewesen, oder...?

D: Ja. Der hat nie etwas gesagt.

I: Ja. Das kann auch mühsam sein, je nachdem, oder ist es Ihnen eher gerade gelegen gewesen, jetzt in diesem Fall?

D: Ja. //I: ähä// Es ist auch heute noch so, also, ich verstehe mich ja jetzt ziemlich gut, jetzt ist ja alles im Lot, aber es ist schon die Mutter, die eher... der Vater ist mehr... also, eben, er fragt dann vielleicht schon etwas, aber es ist nicht so, dass er dann ins kleinste Detail reingeht, //I: ähä// oder, also richtig neugierig ist, oder, (???) eher, also, der ruhigere Mensch weder meine Mutter.

Auch dem Interviewer ist aufgefallen, dass der Vater in Davids Schilderung der innerfamiliären Konflikte bisher nicht vorkommt. Mit seiner Frage spricht er ihn darauf an. David wertet das Nicht-Einmischen des Vaters (zunächst) ausschliesslich positiv. Dies zeigt sich einerseits an der vorangehenden Bejahung der Frage, andererseits macht es durchaus Sinn, da das als verletzend wahrgenommene Einmischen der Mutter ja zu *verschiedenen Konflikten* führte. Es lässt sich vermuten, dass der Vater, der *nie etwas gesagt* hat, in der Familie wenig präsent war. Im Zeitalter des Slogans von den „abwesenden Vätern“ staunt man nicht wenig über die eindeutig positive Wertung dieser Abwesenheit durch den Sohn. Man – insbesondere auch der Interviewer – fragt sich, ob er nicht vielleicht doch Sehnsucht nach dem Vater verspürt.

David antwortet auf die Rückfrage *Das kann auch mühsam sein, je nachdem, oder ist es Ihnen eher gerade gelegen gewesen, in diesem Fall?* mit einem einfachen *ja*. Er pflichtet dem Interviewer bei. Aber welcher Variante? *Ja*, es war *auch mühsam* oder *Ja*, es ist mir *gerade gelegen* gewesen, *jetzt in diesem Fall?* Diese Ambivalenz bleibt auch in der nachfolgenden Passage *Es ist auch heute noch so* aufrecht erhalten: es lässt sich nicht klar bestimmen, ob es *auch heute noch*

so mühsam ist oder ob es *auch heute noch* so gelegen kommt. Zudem könnte David sich auch darauf beziehen, dass der Vater noch immer wenig präsent ist in seinem Leben.

Auch in der Folge fällt es David schwer, seinen Bezug zum Vater zu klären: *ich verstehe mich ja jetzt ziemlich gut* weist hin auf eine Beziehung, die sich verbessert hat – auch wenn es auf der Skala noch Steigerungsmöglichkeiten gibt (*ziemlich*). Es wird das Bild einer schwierigen Situation heraufbeschworen, die nun erträglich geworden ist, nicht mehr belastet. Dabei fällt auf, wie viele unklare Bezüge in dieser Textpassage auftreten. Das ist in Davids Sprechweise sonst nicht der Fall. In dieser Äusserung ist es nicht klar, mit wem er sich *jetzt ja ziemlich gut versteht*. Ist es der Vater? Aber da meinte er ja vorher kein Problem auszumachen. Oder die Mutter? Aber von der ist hier gerade nicht die Rede. Zudem sprach er gerade vorher davon, dass sich etwas nicht verändert hat, um im nächsten Satz von Veränderung zu sprechen.

Die Tendenz, die Beziehung zum Vater zu schützen und zu idealisieren, wird in der folgenden Sequenz noch offenkundiger, insbesondere im Kontrast zwischen *ich verstehe mich ja jetzt ziemlich gut* und *jetzt ist ja alles im Lot*. Das ist nicht die gleiche Aussage über die Beziehung zum Vater. Gemeinsam ist diesen beiden Aussagen nur, dass sie sich gegen einen früheren Zustand abgrenzen, der schlechter war. Es lässt sich aus dieser Sequenz die These ableiten, dass David die Beziehung zu seinem abwesenden Vater überhöht und beschönigt.

Nun taucht die Mutter wieder auf. Es ist das *aber* in *aber es ist schon die Mutter, die eher*, das einen dazu zwingt, einen Gegenpol zur Mutter zu formulieren. Die ganze Struktur des Satzes ist so angelegt, dass dieser Gegenpol zwar in die gleiche Richtung gehen kann wie die Mutter, aber eben doch nicht ganz so weit. Mit dem Vater scheint es also auch Konflikte gegeben zu haben, wenn auch nicht so viele, schwere oder ernste wie mit der Mutter. Damit können wir wieder Mutmassungen darüber anstellen, wie diese unklaren Bezüge zu interpretieren sind: es scheint sich also das *ja* auf der Ebene der latenten Sinnstruktur auf *auch mühsam* bezogen zu haben; dann ergibt sich aber ein Widerspruch zwischen *es ist auch heute noch so* und *jetzt ist alles im Lot*. Es könnte sich also das *es ist heute noch so* auf *der hat nie etwas gesagt* beziehen, doch aus einem (noch) unbekanntem Grund ist das für David *jetzt* nicht mehr so störend, deshalb versteht er sich *jetzt ziemlich gut* mit dem Vater. Die Beziehung zum Vater bleibt so nicht ganz geklärt – wohl auch für David...

Es drängt sich an diesem Punkt die These auf, dass die Idealisierung der Vaterbeziehung sich stark aus der ambivalenten Mutterbeziehung speist: diese war in der Herkunftsfamilie als Hausfrau und Mutter, die sich zudem als Deutsche in der Schweiz in einem neuen sozialen Kontext zurechtfinden musste, sehr stark präsent und auf David als Bezugsperson in gewissem Sinne zurückgeworfen. Dabei hat sie seine Grenzen immer wieder missachtet. In seinem Wunsch nach Nähe konnte sich David gegen diese Grenz-Übergriffe der Mutter schlecht zur Wehr setzen und entwickelte deshalb ein ambivalentes und schwieriges Verhältnis zu Nähe an sich. In dieser Opfererfahrung bot sich die Distanz und fehlende Präsenz des Vaters als (weniger schmerzhafter, da nicht übergriffiger) Fluchtpunkt an. In dieser Distanz fand er eine Strategie zum Schutz vor der Verletzung. Dieser Fluchtpunkt ist bestimmt in der Negation (keine Nähe, kein Übergriff, keine Neugier), die Mutter bleibt deshalb auch weiter der familiäre Bezugspunkt.⁷⁴ Das nicht (so sehr) verletzende Verhalten des Vaters wird idealisiert – und

⁷⁴ Dies zeigt sich wenig später in der Sequenz sehr deutlich, in der David schildert, wie er nach einer schwierigen Zeit wieder zu Hause wohnt: „Und dann hat eigentlich meine Mutter hat dann mir geholfen eine Wohnung zu suchen, ich habe ja dann auch ausziehen wollen von zu Hause, das habe ich dann mit 19 habe ich das ge-

damit die Beziehung zu ihm; es muss idealisiert werden, weil sonst das Konstrukt in sich zusammensackt. Trotzdem bringt David in der latenten Sinnstruktur wiederholt zum Ausdruck, dass auch mit der Beziehung zum Vater nicht alles zum Besten bestellt ist⁷⁵.

In den Beziehungen zu beiden Elternteilen manifestiert sich ein jeweils anderer double bind. Diese passen zudem aufeinander und sind zentral für Davids Bindungsstruktur:

- In der Mutterbeziehung lautet der nicht umsetzbare Anspruch: „darin, dass ich Deine Grenzen missachte, zeigt sich meine Liebe und Nähe“
- Dazu passend steht der double bind der Vaterbeziehung: „darin, dass ich nicht für Dich da bin, zeigt sich mein Schutz“

Diese Beobachtungen zur Tiefenstruktur der Bindungsfähigkeit lassen darauf schliessen, dass David ganz allgemein ein problematisches und ambivalent besetztes Verhältnis zu Nähe und Distanz sich aufgebaut hat. Dieses widerspiegelt sich auch in der Art und Weise, wie er sich auf seine Familie einlassen und sich in ihr bewegen kann. In diesem Kontext werden nun auch die Distanzierungsbewegungen gegenüber seiner eigenen Familie mehr als verständlich. Es ist durchaus anzunehmen, dass diese Konstellation, in der sich die Ambivalenz von Nähe und Distanz auf einer verdeckten Ebene sehr ähnlich gestaltet wie in seiner Herkunftsfamilie, David unbewusst noch viel stärker belastet als es aufgrund seiner prekären Position in derselben anzunehmen war. Es stellt sich zudem die Frage, ob Davids Gewaltausbrüche in der Familie nicht als Distanzierungsbewegungen zu interpretieren sind, mit denen er die für ihn so bedrohliche innerfamiliäre Nähe zu durchbrechen versucht.

3.33 Persönlichkeitsmerkmale

Aus der intensiven Interpretation von Interviewmaterial lassen sich natürlich viele Rückschlüsse auf Persönlichkeitszüge einer Person ziehen. Einige wenige auffällige Muster von David, die im Zusammenhang mit der hier untersuchten Thematik von Interesse sind, möchte ich in diesem Kapitel vorstellen. Ich werde diese – zum Teil an bereits besprochenen – Textstellen kurz belegen, aber nicht ausführlich dafür argumentieren:

- Gewandt, kooperativ und charmant in der Interaktion

David ist kein Soziopath! In der Interaktion zeigt er sich offen, in den meisten Fällen zielgerichtet und witzig. Er weiss, was er sagen will und untermalt diese Aussagen oft mit anschaulichen Beispielen. Überhaupt lebt David auf, wenn er Geschichten erzählt. Er kann Situationen sehr farbig und lebhaft schildern. In diesen Gesprächssequenzen blüht er auf, wird jovial und witzig, präsentiert sich als guter Unterhalter.

Wie wir bereits in der Interpretation der Eingangssequenz gesehen haben, ist David auch ein äusserst kooperativer Interviewpartner. Diese Bereitschaft ist im gesamten Interview zu beobachten. Auch in Situationen in denen der Interviewer auf einer kritischen oder persönlichen Ebene zurückfragt, bemüht er sich, zur Zufriedenheit desselben zu antworten. In diesem Sin-

schaft, oder, also ich habe fast eineinhalb Jahre eine Wohnung gesucht, das ist, ist auch nicht einfach gewesen.“

⁷⁵ Eine interessante Sequenz, in der diese letzte Aussage auch bestätigt wird, ist [*der Vater ist*] *eher, also, der ruhigere Mensch weder meine Mutter*. In dieser Passage soll *weder* offensichtlich den Vater gegenüber der Mutter in ein gutes Licht stellen – interpretiert gemäss dem Wörtlichkeitsprinzip gerät David dieses Kompliment aber zur latenten aussage, dass *weder* die Beziehung zum Vater noch die zur Mutter seinen Wünschen entsprach.

ne fragt es sich, inwieweit diese Ressourcen auch dem Bedürfnis nach Schutz entsprungen sind. Doch handelt es sich nichtsdestotrotz um starke Ressourcen, die David in Interaktionen einbringen kann.

○ Übliches „Krisenmanagement“

Daran schliesst sich an, dass David auch in sehr vielen Situationen über ausgefeilte Strukturen des Krisenmanagements verfügt. Ein eindrückliches Beispiel für den routinierten und gelassenen Umgang mit Krisensituationen ist die Szene mit dem klingelnden Mobiltelefon⁷⁶. Es muss also explizit verneint werden, dass David ein wenig konfliktfähiger Mensch sei. Mit diesem Wissen gilt es diejenigen Situationen zu betrachten, in denen er sich nicht anders als mit gewalttätigem Verhalten zu „helfen“ weiss. So lassen sich „heisse“ Themen oder Arten von Konflikten identifizieren, mit denen David (noch) nicht umgehen kann.

Das Interviewmaterial ist nicht umfassend genug, um eine endgültige und vollständige Liste solcher Themen zu erstellen. Dennoch seien hier einige Bemerkungen zu diesen heissen Themen, die ich im Gespräch identifizieren konnte, angefügt: ein Wort, das in Davids Schilderungen von heissen Situationen immer wieder auftaucht, ist *gereizt*. Was es denn genau ist, das in ihm diesen Reiz auslöst, ist gar nicht so leicht zu kategorisieren: *Also wenn, es kommt drauf an, wenn einer sagt zu mir „ja, du bist ein Arschloch“, oder, ja gut, dann bin ich halt eines, oder, aber wenn er dann weiter geht, wie, irgendwie einen Punkt trifft, oder, an dem ich finde, das trifft nicht zu, und ich kann mich irgendwie... David scheint es selber nicht genau in Worte fassen zu können, wann es zu heissen Szenen kommt – in der Situation selber aber ist seine Wahrnehmung sehr klar und präzise.*

Es gibt ein paar Beispiele von Situationen, in denen es heiss wurde, die David im Laufe des Gesprächs erzählt. Bei den Themen, die in ihnen ins Blickfeld rücken, handelt es sich um: Konflikte um Autonomie und Selbstbestimmung, Grenzüberschreitung und Beeinträchtigungen seines Lebensraumes. Zudem gibt es einige Situationen, in denen sich die Vermutung aufdrängt, dass David aus irgendwelchen anderen Gründen bereits geladen war und diesem Dampf⁷⁷ im Gewaltakt ein Ventil verschaffte.

○ Normalitätskonstruktion

David bindet sich und sein Verhalten in ein Normalitätsschema ein und konstruiert sich selber als „just a normal guy“. Dies zeigt sich über die gesamte Länge des Interviews an Sequenzen, in denen er während der Erzählung oder Reflexion von der 1. Person Singular zum unpersönlichen, verallgemeinernd gemeinten „man“ wechselt. Ein erstes Beispiel haben wir bereits in der Eröffnungssequenz⁷⁸ des Gesprächs kennen gelernt. Doch handelt es sich dabei um ein häufig zu beobachtendes Muster. Dies ist insbesondere deshalb interessant, weil es einige Passagen gibt, in denen David auf der Ebene des subjektiv gemeinten Sinns zwar an dieser Konstruktion festhält, sich die Tendenz, sie unbewusst zu dekonstruieren, aber latent zum Ausdruck bringt. Eine dieser Passagen, in der sich diese Integration in einen Normalitätsdiskurs explizit im Umfeld des gewalttätigen Verhaltens zeigt, möchte ich hier anfügen:

I: Was hat sich verändert in diesen... sechs Jahren oder wieviel dass das ist, also, was hat sich, also, was hat sich bei Ihnen verändert, dass Sie sich so viel besser im, unter Kontrolle haben oder irgendwie so viel besser entscheiden können, was Sie, wie Sie sich verhalten wollen in so einer Situation?

⁷⁶ vgl. die eingehende Interpretation dieser Sequenz auf Seite 41f. dieser Arbeit

⁷⁷ vgl. dazu ausführlicher den Abschnitt 3.341 zur „Dampfkessel-Theorie der Gewalt“ weiter unten auf Seite 58 dieser Arbeit

⁷⁸ vgl. auf Seite 40f. dieser Arbeit: „dass man wächst...“

D: Ja, also, sicher einmal ein Grund ist diese Bussen, die ich dann immer gekriegt habe, je nachdem, wenn ich eine Schlägerei gehabt habe. Erstens einmal das und zweitens... ja, hmm, irgendwie wird man auch älter, also, man hat Kinder, oder, //I: mhm, mhm// und... ähh, hat einen ganz – gut, es gibt jetzt schon auch so Situationen, aber... wo man wirklich denkt, man ist gereizt, oder, aber eben, man denkt dann immer „ja, was, was passiert nachher?“, oder, //I: mhm, mhm// also, ich denke, man denkt da etwas voraus, oder, also, was es für mich für Folgen //I: mhm, mhm// haben könnte.

Auch hier bahnt sich der Wechsel in den Normalisierungsdiskurs an durch den Wechsel des Subjekts: *irgendwie wird man auch älter, also, man hat Kinder, oder*. Damit zielt er ab auf den Kern der Normalität. „Das ist eine ganz normale Sache, es geht allen so“, scheint er sagen zu wollen. Es ist spannend, dass diese Aussage direkt auf die Bussen folgt; denn in diesem Kontext stellt sich die Frage, ob er auch seine Gewaltakte für normal hält – im Sinne, vielleicht, von „ganz normalen Jugendsünden“!?! Doch genau hier – am Kern der Normalität quasi – beginnt sich seine Konstruktion latent selber auszuhebeln: *gut, es gibt jetzt schon auch so Situationen*, so baut sich der Gegensatz auf dazu, ein Widerspruch, den er *aber* gerne noch einmal zurückzudrängen versucht.

Darauf folgt ein zweiter, noch stärkerer Versuch der Rückkehr zur Normalität, geknüpft an ein Bekenntnis zur Selbstverantwortung – doch der Zweifel ist gesät, latent lässt er sich mit aller Vernunft nicht zurückdrängen.

- Grundsätzlich tiefes Niveau der Selbstreflexion

Ebenfalls im gesamten Interview bestätigt sich der Eindruck aus der Eröffnungssequenz, dass David, wenn er auf der Ebene der Selbstreflexion angesprochen wird, relativ schnell an Grenzen stösst. Immer wieder reagiert er zögerlich, unschlüssig oder wirr auf Interviewfragen, die ihn dazu auffordern, auswertend über bestimmte Praktiken oder Veränderungen derselben zu berichten. Dem Interviewer scheint dies im Laufe des Gesprächs nicht aufgefallen zu sein, denn er hält hartnäckig an Fragen, die auf diese Ebene abzielen, fest.

Zu beobachten ist in solchen Situationen dann immer wieder, dass David auf formelhaft anmutende Erklärungen zurückgreift. Ein Beispiel dafür ist diese Passage, der wir bereits früher⁷⁹ begegnet sind:

I: Wie erleben Sie das, Vater zu sein?

D: Es ist schön und anstrengend, oder.

Es gibt allerdings einige Themen, bei denen David mit sehr klaren und präzisen Situationsanalysen besticht. Dabei handelt es sich einerseits um die Sequenzen, in denen er über die Situationen spricht, in denen es hinsichtlich möglicher Gewaltakte heiss wird. Andererseits ist diese Klarheit bei der Analyse seiner aktuellen Familienkonstellation zu beobachten. Meiner Meinung nach gibt es zwei Möglichkeiten, diese Ausnahmen zu erklären: Zum einen handelt es sich bei beiden Themen um für Davids Biografie zentrale Aspekte. Es ist also durchaus möglich, dass er sich deshalb eingehender mit ihnen befasst hat. Zum andern – und diese Erklärung dünkt mich aufgrund des Gesamteindrucks von David während des Gesprächs einleuchtender – besteht die Möglichkeit, dass es sich hierbei um Themen handelt, die in der unterstützenden Therapiegruppe genauer beleuchtet wurden.

⁷⁹ vgl. auf Seite 45ff. dieser Arbeit

○ Verunsicherung

Eine weitere Eigenschaft von David, die sich im ganzen Interview manifestiert, ist seine Unsicherheit. Am deutlichsten äussert sie sich – dazu kann jede bis anhin zitierte Stelle herangezogen werden – in einem ständigen Bedürfnis, sich in Bezug auf das Gesagte mit dem Interviewer rückzuschliessen, sich bei ihm über den Inhalt des Gesagten zu versichern. In diesem Zusammenhang auffällig ist der überaus häufige Gebrauch von *oder*. Natürlich ist ein Interview an sich bereits ein ungewohnter, krisenhafter und damit verunsichernder Kontext, in dem es andauernd zu Vergesellschaftungsbestrebungen von allen an der Interaktion Beteiligten kommt und kommen muss. Eine Form, das zu machen und so die Kommunikation zu stabilisieren, ist es, sich mit dem Gegenüber rückzukoppeln. Nichtsdestotrotz gehe ich davon aus, dass sich im extensiv anmutenden Gebrauch von *oder* auch eine tiefer greifende Verunsicherung manifestiert.

○ Problematische Selbsteinschätzung: Macht und Ohnmacht

Auch dieser Punkt tritt uns aus dem Gespräch mit David immer wieder neu entgegen. Es gibt immer wieder Situationen, in denen die Interpretation zum Schluss kommt, dass Davids Einschätzung seines Verhältnisses zur Welt, seiner Möglichkeiten und Perspektiven und der Konsequenzen seiner Handlungen beeinträchtigt sein könnte. Immer wieder gibt es Indizien, die darauf hinweisen, dass David zwischen Machts- und Ohnmachtfantasien hin- und hergerissen wird. Es gibt keine Situation, an der diese These schlüssig belegt werden könnte; doch die Häufung von Situationen, die in diese Richtung interpretiert werden können, scheint mir keinem Zufall zu entspringen. Wir sind in unseren bisherigen Ausführungen auch schon einigen dieser Situationen begegnet.⁸⁰

Diese These wird gestützt durch verschiedene Szenen, in denen David grosse Mühe zu bekunden scheint, wenn es darum geht, Ereignisse, Vorfälle oder Prozesse in seinem Leben zu positionieren und miteinander in eine Relation zu bringen. Es handelt sich dabei um Altersangaben, Abläufe oder Reihenfolgen von Ereignissen, bei denen starke Gründe vorliegen zu vermuten, dass sie sich so, wie David sie schildert, nicht abgespielt haben können.

Es handelt sich bei diesem Aspekt zugegebenermassen um eine Sammlung von oftmals kleinen Hinweisen und Indizien, die in die angedeutete Richtung weisen. Es würde eine lange, akribische Arbeit benötigen, alle diese Hinweise zu verfolgen und in Beziehung zu bringen. Diese Arbeit leiste ich hier nicht. In der Folge werde ich mich deshalb auch nicht weiter auf diesen Aspekt beziehen; im Zusammenhang mit den Überlegungen und Fragestellungen im theoretischen Teil finde ich die Beobachtung dieser Züge aber sehr interessant; deshalb sind sie hier – wenn auch nur in der Form von Mutmassungen und Indizien – erwähnt worden.⁸¹

⁸⁰ Ich erinnere in diesem Zusammenhang beispielsweise an die Sequenz auf Seite 46ff., in der David über seine ältere Tochter spricht (fast schon eine projizierte Allmachtsfantasie!); oder an seine Schutzbedürftigkeit in der Eröffnungssequenz auf Seite 39ff., in der sich seine Ohnmacht manifestiert.

⁸¹ Eine Sequenz, die in diesem Kontext äusserst spannend zu interpretieren wäre, ist die folgende: *D: Ich habe mich – auch mit drei, um drei herum, im dritten Lebensjahr – habe ich Mumps gekriegt, //I: mhm// und das Mumps hat es mir aufs Ohr geschlagen, oder, also ich höre nur noch auf einem Ohr, oder, und... ich habe das aber nicht gemerkt, ich habe dann das erst gemerkt, als ich ans Telefon musste, zum Telefonieren, //I: mhm// oder, dann, das ist dann aber schon zwei Wochen ist das später gewesen, und dann habe ich da den andern einfach nicht gehört, also, mein Vater ist drangewesen am Telefon, und dann habe ich immer wieder das Telefon der Mutter gegeben und habe gesagt: „ja, der Papi ist nicht dran, er sagt nichts“, oder, bis sie dann mir das Telefon auf dieses Ohr gegeben hat, oder, und dann habe ich das festgestellt, //I: mhm// oder. Und dann hat der Ohrenarzt, den ich gehabt habe, hat dann gesagt: „ja, da könne man nichts mehr machen“, //I: mhm// oder, ich werde nie etwas hören, und dann so irgendwie zehn Jahre später, oder, habe ich einmal den Ohrenarzt ge-*

3.331 Körpergefühl und Männlichkeitsentwurf

Das Interview mit David wurde explizit unter dem thematischen Schwerpunkt „Körper“ geführt und hatte zum Ziel, eine Art „Biografie des Körpers“ zu erarbeiten. Dieses Thema stand also – gegenüber „Gewalt“ oder „Männlichkeiten“ – deutlich im Vordergrund des Gesprächs. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erstaunt bei der Interpretation des Interviews, wie wenig David über seinen Körper spricht. Er bestätigt eindrücklich die hypothetisch angenommene Sprachlosigkeit hinsichtlich des Körpers.⁸² Immer wieder stellt der Interviewer eine Frage, die direkt auf den Körper abzielt, doch in der Antwort sind keine Beschreibungen über körperliche Praktiken oder Körperwahrnehmungen enthalten. Dazu sei zur Illustration ein Beispiel angefügt, das aber nicht weiter kommentiert wird:

I: Ähm, Sport, gerade Fussball, ist ja auch etwas, wo man, soo, ja, man steigt in die Zweikämpfe hinein, man, man hat da den Kontakt zu den anderen Körpern, also, man - es gibt auch Fouls, es gibt Rempelen, es gibt irgendwie so diesen physischen Kontakt. Wie haben Sie das erlebt, denn so, im Sport gerade auch?

D: Ja, das ist – ix verschiedene Möglichkeiten, also eben, gerade, ähh, man fühlt sich oft unberechtigt, oder, also, man hat ja einen Schiedsrichter, oder, auf dem Platz, oder, //I: mhm// und dann, je nachdem, oder, man fühlt sich – es kommt ganz darauf an, was für einen Mitspieler man hat, oder – fühlt man sich gllii einmal angegriffen, oder zu Unrecht behandelt – eben, ähh, das gibt so viele Varianten, oder

In der Interpretation der Eröffnungssequenz haben wir festgestellt, dass insbesondere auch Davids Männlichkeitsentwurf mit dem Körper und seinen Praktiken verschränkt ist. Zwei Passagen werden deshalb an dieser Stelle ein wenig eingehender beleuchtet, um dieser Verschränkung genauer auf die Spur zu kommen. Bei der ersten handelt es sich um die einzige Sequenz, in der er David ausdrücklich über Körpergefühl und -empfindungen spricht. Sie folgt gerade auf die Anfangssequenz:

D: ...das ist mehr wie ein Schwindelgefühl gewesen, eigentlich, //I: mhm, mhm// oder.

I: Wissen Sie noch, wie alt Sie gewesen sind, dort?

D: So, drei, zwischen drei und sechs Jahren halt. //I: ähä, ähä, ähä//Wobei, ich habe das ja auch heute noch, so, irgendwie, wenn... gerade wenn ich schweres Zeugs lüpfte, oder, dann merkt man irgendwie wie der Körper in sich zusammenfällt, oder, durch das viele Last Tragen, oder, und dann, wenn man sich dann entspannt oder irgendwie, dann merkt man, es geht irgendetwas wieder, es tut sich wieder dehnen, also ja...

Es gibt verschiedene zu interpretierende Aussagen in dieser Passage. Zunächst einmal fällt auf, dass auch dieses Mal wieder die Körperwahrnehmung an die stereotyp männlich konnotierte Praxis *schweres Zeugs lüpfte* geknüpft ist. Weiter sticht ins Auge, dass David in dieser kurzen Sequenz viermal Wörter mit dem Suffix *irgend-* benutzt. Was auch immer auf *irgend-*folgt, die Person sagt damit aus, dass dieses Nachfolgende nicht genau spezifiziert werden kann. Der Körper scheint sich David und seiner Ausdrucksfähigkeit zu entziehen.

wechselt, oder, und dann hat man mir dort gesagt, man hätte eigentlich dort etwas machen können, //I: mhm, mhm// oder, das ist so...

⁸² Es wäre durchaus auch ein interessanter Forschungsgegenstand zu untersuchen, mit welchen Fragen über Erlebnisse mit oder die Wahrnehmung und die Praktiken der oder die Gesprächsführende den Redefluss des Interviewees über den Körper fördern – oder nur schon in Gang bringen – könnte. Aber dieses Projekt wurde mit der Durchführung nur eines Interviews natürlich verunmöglicht.

Doch wie nimmt David seinen Körper wahr? Das ist zunächst einmal *wie ein Schwindelgefühl gewesen, eigentlich*, was nicht als allzu positives Bild ins Auge sticht. Daraus lässt sich schliessen, dass David entweder seinen Körper durchwegs negativ perzipiert oder aber dass er diesen nur wahrnimmt, wenn er durch ein Nicht-tadellos-Funktionieren – zum Beispiel *ein Schwindelgefühl* – auffällt.⁸³ Die spärlichen Informationen, die wir aus dieser Passage ziehen können, stützen eher die zweite Lesart, denn auch beim *schweres Zeugs lüpfen* handelt es sich um eine Tätigkeit, die in spezifisch benennbaren Situationen den Körper belastet und damit den Fokus der Aufmerksamkeit auf ihn lenkt.

Seine Körperwahrnehmung bezeichnet David als ein *in sich zusammenfallen* und ein anschliessendes *sich wieder dehnen*. Das sind sehr spezifische Wörter, die David in diesem Gespräch nur in diesem Kontext benutzt. Er hat sie gewählt, um seine Körperwahrnehmung zu beschreiben. Auf der Ebene des subjektiv gemeinten Sinnes scheint er sich auf das Bild vom Körper, der *durch das viele Last Tragen* zusammengedrückt wird und sich nachher, in entlastetem Zustand, wieder entspannen und *aus-dehnen* kann, zu beziehen. Die latente Sinnstruktur dagegen weist aus, wie dieses Bild vom Fall sabotiert wird: denn es handelt sich nicht um das von der Metapher benötigte Gegensatzpaar. Wenn etwas *zusammenfällt*, dann kann es sich nicht einfach *wieder dehnen*, um den Ausgangszustand wieder herzustellen – wenn etwas *zusammenfällt*, liegt diesem Prozess eine Spanne des Nicht-Sorge-Tragens, zugrunde. Wenn das Objekt, das *zusammenfällt* ein menschlicher Körper ist, dann evoziert dies Bilder von heimtückischer Krankheit, von jahrelanger Verwahrlosung. Das sind dann doch sehr negative Bilder... doch wie gesagt, wir gehen hier aus von einer sehr schmalen Informationsbasis. Und dass David effektiv – auch auf der Ebene der latenten Sinnstrukturen – ein derart negatives Körperbild hätte, dafür gibt es im gesamten Interview keinen anderen Hinweis.⁸⁴

Weitere Hinweise darauf, wie David seinen Körper wahrnimmt und welches Bild er von ihm hat, gewinnen wir aus der folgenden Passage zum Thema „Schmerzen“, an der einmal mehr die Verschränkung von Körper und (traditionelle Anforderungen ans männliche) Geschlecht ins Auge stechen:

I: Und sonst, ist, ist Fussball ein schmerzhafter Sport? Also, gibt es viele so Situation, wo einem Sachen wehtun, oder ist, hält sich das in Grenzen...

D: Das hält sich in Grenzen, oder, es fängt eigentlich damit schon an, allein das Training, //I: mhm// oder, also, ich würde einmal sagen, ähh, sagen wir das Einlaufen, oder, seine Runden abdrehen, das kann schon im Prinzip einem – wie soll ich sagen – Schmerzen bereiten, oder, also, wenn man bis ans Limit geht, //I: mhm// oder... das ist ganz unterschiedlich. Vor allem: was auch schon passiert ist, hat man zu lange Pause gemacht und wollte dann wieder voll trainieren und dann das ist einfach dieser Muskelkater gekommen, oder, //I: mhm, mhm// und das ist natürlich schon unangenehm, oder...

⁸³ Das liesse auf einen instrumentellen Bezug zum Körper schliessen, wie er bei vielen Männern beobachtet werden kann. Vgl. dazu den Abschnitt „Körper-Sozialisation“ auf Seite 16ff. dieser Arbeit.

⁸⁴ Es gibt aber verschiedene Hinweise dafür, dass er ein so schlechtes Körperbild kaum hat. Als Beleg füge ich eine kurze Sequenz aus dem letzten Teil des Gesprächs an:

D: Es kommt dann auch immer drauf an, oder... was die Leute, ob die Leute einem Komplimente machen, also jetzt gerade die Frauen, je nachdem, wenn sie so Komplimente hinüber geben, oder, das gibt dann einiges ähh Selbstvertrauen, oder, dann weißt du, ja doch, du siehst ja doch nicht ganz so blöd aus, wie du manchmal meinst. //I: mhm, mhm// Oder? Ja, so...

I: Was ist das schönste Kompliment, das Sie jemals bekommen haben, jetzt, für den Körper? Das Sie am meisten gefreut hat? (beide lachen)

D: (wieder ernst) Also, es haben schon viele gesagt, ich habe einen guten Arsch. //I: mhm// Das sind eigentlich so... das finde ich auch ein gutes Kompliment.

//I: ja ja, klar// oder was auch schon gewesen ist nach dem Training konnte ich kaum mehr laufen, oder, es hat irgendwie alles weh getan, oder, also, bis zum kleinsten Finger, oder, also, das – das, eben, wie gesagt, das ist unterschiedlich, oder also, ich würde sagen, eben nach einem Match, oder, es geht einem besser dann, oder also psychisch geht es einem sicher besser, oder, man kann Dampf ablassen, //I: mhm// oder, und körperlich – also, man hat sicher dort ein Wehwehchen oder da, aber //I: mhm// das hält sich eigentlich im Rahmen.

Wir stellen bereits ganz zu Beginn der Antwort einen leisen Widerspruch fest: David beginnt diese Antwort – er bezieht sich dabei auf den Wortlaut der Frage – mit *das hält sich in Grenzen*, um dann zu einer detaillierten Schilderung möglicher Schmerzen überzugehen, die das Fußballspiel mit sich bringt. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären?

Wenn wir die Argumentation von David in dieser längeren Sequenz verfolgen, dann kommen wir zum Schluss, dass er mit *das hält sich in Grenzen* nicht „absolute Grenzen“ meinen kann, sondern so etwas wie „relative Grenzen“ postuliert: Fußball ist dieser Schilderung zufolge zweifelsohne schmerzhaft. Dennoch: *es geht einem besser, dann, oder also psychisch geht es einem sicher besser*. Für das *Dampf ablassen*, das in der sportlichen Betätigung möglich ist – so scheint David zu argumentieren – lohnt sich *dort ein Wehwehchen oder da!*

Viel lässt sich aus diesen Passagen zu Davids Körperlichkeit und seiner daraus resultierenden und damit verschränkten Konstruktion von Männlichkeit zugegebenermaßen nicht ableiten. Der deutlichste bleibende Eindruck ist derjenige der unbeholfenen Sprachlosigkeit. Fast schon ratlos scheint er diesem und den Fragen danach gegenüberzustehen. Der Körper „an sich“ und seine Praxis scheinen in dieser Argumentation – und in der Lebenspraxis, auf die sie sich stützt – nicht wichtig zu sein. Der Körper fällt ausser Rang und Traktanden, wenn so genannt Wichtigeres auf dem Spiel steht.⁸⁵

Dieser Befund wird von David selber sehr anschaulich und präzise in einer Sequenz bestätigt und zusammengefasst:

I: Fußball, und ist das, also, das hat ja auch etwas mit dem Körper noch zu tun, es braucht Körperkoordination, es ist Bewegung, man rennt, man gibt sich aus, //D: mhm// haben Sie in diesem Zusammenhang, ähh, Beispiele, dass Sie Ihren Körper dort so wahrgenommen haben?

D: Hmm, ja, das hat sicher auch Situationen gegeben, also, Fußball ist ja nicht allein das Fußballspielen, oder also... Man lässt ihm freien Lauf, man kann seine Aggressionen kann man abbauen, es ist (ringt nach Worten) was soll ich da erklären, also, es sind auch Emotionen drinnen... //I: mhm// (Pause) ja.

3.34 Erklärung, Legitimation und Veränderung

Mit den beiden zuletzt angeführten Sequenzen nähern wir uns auch schon der direkten Auseinandersetzung mit dem Thema „Gewalt“ an, die im Interview – auf Davids Initiative hin – einen wichtigen Platz einnahm. In einem ersten Schritt geht es mir zunächst darum, sein spontanes Modell einer Gewalterklärungstheorie anhand des Materials zu beschreiben.

⁸⁵ Diese Beobachtung am Material des Interviews erstaunen nicht weiter, wenn wir die Botschaften bezüglich des Körpers, die in der durchschnittlichen männlichen Sozialisation vermittelt werden, unter die Lupe genommen werden. Ich verweise dazu auf die ausführliche Auseinandersetzung mit dieser Thematik im Abschnitt „Körper-Sozialisation“ auf Seite 16ff. dieser Arbeit.

3.341 Die Dampfkessel-Theorie der Gewalt

Das unverfänglich, fast schon stereotyp oberflächlich anmutende Thema „Fussball“ dominierte, wie bereits gesagt, den ersten Drittel des Gesprächs und trug merklich zur Stabilisierung der Interaktionsstrukturen bei. Zudem ist es höchst interessant zu sehen, wie gerade in diesem Thema viele weitere, für das Verständnis des Falles (hinsichtlich dieser Thematik) wichtige Aspekte sich anbahnen und an die Ebene der latenten Fallstruktur gelangen. Es erstaunt deshalb kaum, dass es eine Sequenz ist, in der über Fussball gesprochen wird, an der sich Davids spontane „Dampfkessel-Theorie der Gewalt“ anschaulich zeigt. Es handelt sich dabei um eine Passage, die wir aus einem anderen Kontext⁸⁶ bereits kennen:

I: Was hat es jetzt wieder für eine Bedeutung?

D: Abwechslung. //I: ähä// Also vor allem, durch die Familie auch, die ich habe, oder, ich habe drei Kinder, //I: mhm, mhm// und zwei Hunde, also eigentlich einen, aber zwei zum Hüten (???), oder, und es braucht schon, es tut mir gut, wenn ich nur schon trainieren gehe, //I: ähä// oder, man kann sich wieder den Stress abbauen und alles, oder, also, //I: mhm, mhm// es bringt viel...

I: Sind Sie in einem Klub, denn auch?

D: Ja. Also, ich habe es gemerkt, eben, ich habe dann auch ein Jahr, ein halbes Jahr Pause gemacht, als das zweite Kind gekommen ist, ähh, da sind wir schon zu dritt gewesen, das heisst zu viert, mit der Frau, oder, das erste Kind hat sie ja mitgebracht und dann ist Fussball ein bisschen zu viel gewesen, oder.

Auch wenn sich das Gespräch in dieser Sequenz auf der Ebene des subjektiv gemeinten Sinnes nicht explizit mit dem Thema „Gewalt“ auseinandersetzt, zeichnet diese Passage ein erstes, erklärendes Bild von Davids spontaner Theorie der Gewaltsamkeit. Dabei fällt natürlich auf, dass die Gewalt in der gleichen Passage wie die Familie erstmals thematisch wird!

Von dieser Familie braucht David *Abwechslung*, weil sie in ihm immer *wieder den Stress [...] und alles* auslöst, dieser Stress baut sich auf und beim Fussballspielen kann er ihn ausagieren, ihn *abbauen*. Genau darin scheint die oben angesprochene Funktion des Fussballspielens – die weit über die körperliche Betätigung hinausgeht – für ihn zu liegen. Bereits hier bahnt sich das spontane Bild des Dampfkessels an, in dem sich so lange Druck aufbaut, bis der Kessel kurz vor der Explosion steht. Damit es zu dieser nicht kommt, wird ein Ventil benötigt, durch das der Druck entweichen kann – in Davids Denkweise das Fussballspielen, eben: *und es braucht schon, es tut mir gut, wenn ich nur schon trainieren gehe*. So kann David *sich wieder den Stress abbauen und alles, [... das] bringt viel...* Doch wie sieht die Explosion aus, wenn das Ventil aus irgendeinem Grund ausfällt?

Auf diese Frage gibt David in der Folge gleich eine Antwort, wenn er von einer Zeit erzählt, in der er vom Fussball *ein Jahr, ein halbes Jahr Pause gemacht* hat. Und in dieser (Erzähl-)Situation kommt es nun zum oben bereits eingehend interpretierten Vergessen einer Person. Auf der Ebene der latenten Sinnstruktur kommt man nicht umhin, darin einen Hinweis zu sehen, dass es zu gewalttätigem Verhalten kommt, wenn der Dampfkessel überkocht, wenn nicht genügend Dampf abgelassen werden kann. So lautet der zweite Teil der „Dampfkessel-Theorie zur Gewalt“.

⁸⁶ vgl. dazu den Abschnitt „Die Problematik der aktuellen Konstellation“ auf Seite 44ff. dieser Arbeit. Ich werde an dieser Stelle selektiv Davids Äusserungen zur „Dampfkessel-Theorie der Gewalt“ beleuchten.

3.342 Legitimationsstrategien

Immer wieder im Laufe des Gesprächs finden sich Situationen in denen David sein gewalttätiges Verhalten bewusst oder unbewusst zu legitimieren versucht. Einige werde ich hier kurz vorstellen:

- Bereits die gerade analysierte „Dampfkessel-Theorie“ enthält einen inhärenten Legitimationsansatz für das gewalttätige Verhalten. Was kann denn der Kessel dafür, dass er irgendwann voll ist? Wenn es kein Ventil hat, dann kommt es halt zur Explosion, das ist eine naturgesetzliche Tatsache. Dass auch David sich diesen Legitimationsansatz zu Nutze macht, kommt in seiner Aussage *und dann ist Fussball ein bisschen zu viel gewesen* latent zum Ausdruck. Es geht hier um externe Gründe, darum, meine Verantwortung als Vater wahrzunehmen, deshalb habe ich *ein Jahr, ein halbes Jahr Pause gemacht*. Da darf man sich dann natürlich nicht wundern, wenn der Kessel ab und zu explodiert...

- Interessant aus der Perspektive der Legitimation ist auch die folgende Passage:

D: Und das kommt dann immer drauf an, eben, es kommt auf die Situation drauf an, oder, aber es ist nicht jetzt ähhh... speziell, dass ich das brauche, oder... //l: mhm, ja, klar// also, auf dem Fussballplatz habe ich das jetzt zum Beispiel noch nie erlebt, //l: ähä// dass ich auf einen los bin //l: ähä// oder dass es zu einer Schlägerei gekommen ist, so weit ist es noch nie gekommen, //l: ähä// es wird herumgeschubst werde, //l: ähä// also... das... dort ist... eben dort... man regt sich ja auch dort eher ab, oder, man kann sich dort recht... gerade, es kommt dann auch noch auf die Situation an, wie der Arbeitstag ist, wie es ... es hat aber auch viel zu tun mit Vollmond. Da (?Der?) reagiert, ähh... also, ich merke den wahnsinnig. //l: mhm, mhm, mhm// Ich habe das auch bewusst auch daheim, weißt Du, wenn ein Krach gewesen ist, oder, ein grösserer, ist es meistens vor Vollmond oder wenn es... also, kurz vor Vollmond oder wenn es Vollmond ist... //l: mhm// findet der meistens statt.

Zunächst einmal wird ein weiteres Mal auf die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Ventils hingewiesen: *also, auf dem Fussballplatz habe ich das jetzt zum Beispiel noch nie erlebt, dass ich auf einen los bin, denn man regt sich ja dort eher ab*. Damit bestätigt sich der Verdacht, dass David keine (oder nur wenige) Alternativen zum Ventil „Fussball“ kennt.⁸⁷

In der Folge zeigt sich in dieser Passage, dass David sich durchaus Gedanken zur Genese seines gewalttätigen Verhaltens macht und die „heissen“ Situationen genau analysiert und differenziert: *es kommt auf die Situation drauf an*. Zu heiklen Situationen kommt es zum Beispiel *kurz vor Vollmond oder wenn es Vollmond ist*. Oder es ist abhängig davon, *wie der Arbeitstag ist*. Dabei handelt es sich um externe Gründe. Indem David geltend macht, dass es (nur) zu Gewaltvorfällen kommt, wenn gewisse äussere Bedingungen so und nicht anders gegeben sind, zieht er in gewissem Sinne sich und seine Person aus dem Schussfeld und legitimiert sein

⁸⁷ Insbesondere in der Familie scheint es für David schwierig zu sein, seinen Stress abzubauen und Dampf abzulassen. Es sei in diesem Zusammenhang verwiesen auf das im Abschnitt 3.32 festgestellte ambivalente Verhältnis zu Nähe und Distanz. Diese Hypothek aus der Kindheit macht es im Zusammenspiel mit dem Wunsch, seine Verantwortung als Vater und Gatte ernst zu nehmen, für ihn schwierig, in der innerfamiliären Konstellation für sich zu sorgen und seine Bedürfnisse in diesem Rahmen einzubringen. Diese Situation verschärft sich noch zusätzlich, wenn man sie auf der Folie seiner an sich schon prekären und wackeligen Position in diesem Familiengefüge betrachtet.

Dass es in Davids Leben immer wieder zu häuslicher Gewalttätigkeit kommt, könnte durchaus mit diesen Faktoren zusammenhängen. Es scheint sich darin die auf Seite 51 dieser Arbeit formulierte These, dass es sich bei dieser Gewalt um eine Distanzierungsbewegung handeln könnte, zu bestätigen.

Verhalten. Gerade auch in Verbindung mit seiner Tendenz, sich als „normal guy“ zu konstruieren⁸⁸, erhält diese Legitimationsstrategie einen Beiklang, den man zu einem „jeder verhält sich unter diesen Bedingungen so“ kondensieren kann.

- Eine weitere Schiene, auf der David sein gewalttätiges Verhalten legitimiert, zeigt sich in der folgenden Sequenz, in der David erzählt, was sich in seinem Leben punkto Gewalttätigkeit verändert hat:

D: Also, ich denke, man denkt da etwas voraus, oder, also, was es für mich für Folgen //I: mhm, mhm// haben könnte. Wenn ich jetzt da eine Schlägerei anfangen würde. //I: mhm, mhm// Oder. Also, es ist nicht so, also, wenn ich jetzt wirklich angegriffen werde, wird es halt (???), es fängt eine Schlägerei an, mit dem, da wehre ich mich natürlich

David proklamiert für sich in dieser Situation – im Hinblick auf Schlägereien – das Recht auf Selbstverteidigung. Dieses ist ihm natürlich nicht abzustreiten. Problematisch werden in dieser Hinsicht die Fragen, was denn ein Angriff ist und welche Art der Selbstverteidigung verhältnismässig sei. Hier befinden wir uns auf dünnem Eis, weil das Vorliegen eines Angriffs und die dadurch notwendig gewordene Selbstverteidigung recht subjektiv sein können.

Wir werden im nun folgenden Schritt, in dem ich mich mit den Chancen und Tücken des Prozesses der Verhaltenänderung befassen werde, aber gleich sehen, dass es David nicht nur darum geht, sein Verhalten zu legitimieren. Er kommuniziert durchaus, dass er Entscheidungen getroffen hat, die dazu führen sollen, dass sich sein Verhalten verändert. Ich interpretiere seine Legitimationsstrategien in diesem Lichte als die eine Seite in einem Kampf um das Verhalten, das sich in seiner Lebenspraxis durchsetzen kann. Zur anderen Seite in dieser Auseinandersetzung führt uns der nächste Abschnitt.

3.343 Die Ambivalenz der Verhaltensänderung

David befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer Therapiegruppe für Männer, die durch gewalttätiges Verhalten aufgefallen – teilweise auch dafür verurteilt – worden sind, die dieses aber ablegen und hinter sich zurücklassen wollen. Auch wenn wir bereits erfahren haben, dass für David *sicher einmal ein Grund* für die Motivation zu dieser Verhaltensänderung durch *diese Bussen* gegeben ist, wird im Gespräch klar, dass zumindest ein Teil von ihm diesen Prozess mitträgt und will. Die folgende längere Passage kann uns Hinweise darüber geben, an welchen Punkten dieser Prozess bereits Früchte zeitigt und wo es noch harzt.

I: Kommt das viel vor, dass Sie angegriffen werden von anderen Leuten?

D: Jaa, jetzt eigentlich weniger, nicht mehr so gehäuft. Weil, eben, es kommt auch drauf an, wie ich mich halten kann, oder... ich halte mich dann auch mehr zurück, oder.

Dass eine nachhaltige Verhaltensänderung wirklich stattfindet, das macht David ganz zu Beginn dieser Passage klar: *jetzt eigentlich weniger, nicht mehr so gehäuft* kommt es zu solchen Situationen. Und dass das nicht – wie man aufgrund der Interviewfrage nach wie vor denken

⁸⁸ vgl. dazu Seite 52f. dieser Arbeit

könnte – einfach mit externen Bedingungen zu tun hat, sondern mit seinem Verhalten, das wird in *Weil, eben, es kommt auch drauf an, wie ich mich halten kann, oder... ich halte mich dann auch mehr zurück, oder* hinreichend klar gestellt. Der Grund dafür (*weil*) – so macht David klar – der liegt bei ihm. Gerade in der Formulierung *wie ich mich halten kann* drückt er aber auch aus, dass ihm diese Verhaltensänderung nicht leicht fällt, verweisen die beiden denkbaren Lesarten doch auf zwei Facetten, die sich beide recht nahe sind: sich aufrecht *halten* respektive *durchhalten*. Beide evozieren Bilder aus dem Bereich Leistung(ssport) und (Wett-)Kampf. Dieser Kampf scheint sich – das suggeriert *ich halte mich dann auch mehr zurück* – auf dem „Schlachtfeld“ der Zurückhaltung abzuspielen. Doch daraus ergibt sich eine nächste Frage: was muss David zurückhalten, damit die Situation nicht in einem Gewaltausbruch endet?

D: So, also... hmm, was soll ich jetzt sagen, also, letztthin ist ein gutes Beispiel gewesen, ich habe... (schnippt mit dem Finger) ich bin oben in der Wohnung gewesen, es ist etwa neun Uhr gewesen und dann ist unten im Büro ist noch irgendjemand gewesen, hat in diesem Büro (???) und hat die Türe gedätscht und dann die zweite gerade noch einmal. Und dann habe ich aus dem Fenster geschaut und dann habe ich gesagt „was ist los?“ und dann hat er nur gesagt „halt die Schnauze“, oder, und dann bin ich nach unten gegangen, oder, und dann bin ich, er wollte mit dem Töffli davonfahren, oder, und dann habe ich gesagt „he du, was ist los, du, d-d-... da wohnst Du nicht“ und dann hat er gesagt „komm, geh auf die Seite“ und, ja... Da habe ich mich dann schon leicht gereizt gefühlt, ja, weil, im Prinzip habe ich ihm nur sagen wollen: „was soll das?“, //I: mhm, mhm, mhm// oder, „das kannst du gerne bei dir daheim machen, Türen schletzen, aber..“ Und dann habe ich irgendwie habe ich dann auch gedacht, ja... lass ihn gehen, oder, und... Ich habe den noch nie gesehen, der ist unten im Büro gewesen, ich bin dann auch nicht mehr weiter nachforschen //I: mhm// gegangen, oder, //I: klar// aber wenn ich dann jetzt zurückdenke, oder, dann... der hätte, also, sechs Jahre zurückdenke, dort hätte, hätte es nicht viel gebraucht, dann hätte, hätte ich noch eins runtergedrückt, //I: mhm// oder, also irgendwie, ja.

Zur Erläuterung der Nachhaltigkeit erzählt David als *Beispiel* eine Geschichte, anhand derer ein besseres Bild gewonnen werden kann, was David zurückzuhalten lernt, um nicht mehr in Schlägereien verwickelt zu werden:

- Zunächst einmal fällt auf, dass er nicht Konflikte und Auseinandersetzungen überhaupt meinen kann. *Und dann habe ich aus dem Fenster geschaut [...] und dann bin ich nach unten gegangen, oder, und dann bin ich, er wollte mit dem Töffli davonfahren, oder, und dann habe ich gesagt* – im Verlauf dieser Auseinandersetzung trifft David einige Entscheidungen, die den Konflikt nicht beenden oder deeskalieren, sondern erst richtig in Gang bringen. Er sucht die Auseinandersetzung und will die andere Person mit ihrem für ihn unverständlichen Verhalten konfrontieren.
- Es sind auch nicht seine Emotionen, die er zu zügeln versucht: *und dann habe ich gesagt „he du, was ist los, du, d-d-... da wohnst Du nicht“ [...] Da habe ich mich dann schon leicht gereizt gefühlt, ja*, das wäre ja auch eher schwierig. Ausserdem fällt in dieser Situation auch eine gewisse Reizbarkeit auf, die David an den Tag legt. Der interpretierende Beobachter fragt sich, was ihn denn genau in dieser Situation so aggressiv macht. Zudem ist dieses Stottern nicht einfach nur gut geschauspielert, er regt sich auch bei der nachträglichen Erzählung noch einmal auf. Man scheint also auch ausschliessen zu können, dass David gelernt hat, diese Emotionen konstruktiver zu verarbeiten.
- Wenn David diese Anekdote damit enden lässt, dass *irgendwie habe ich dann auch gedacht, ja... lass ihn gehen, oder* zeigt sich, dass es die Faust ist, die er in dieser Situation zurückgehalten hat. Das ist der Unterschied; früher hätte er *noch eins runtergedrückt*, in einer solchen Situation.

Es zeigt sich in dieser Sequenz erstens, dass David mit seiner Zurückhaltung bereits gute Erfahrungen gemacht hat: *letzthin ist ein gutes Beispiel gewesen*, das lässt darauf schliessen, dass er Erfolgserlebnisse hat und an diesen auch sieht, dass die Verhaltensänderung nicht unmöglich ist. Er hat Einfluss darauf! Das sind Erlebnisse, die Kraft geben, die aus einer Opferhaltung heraushelfen können.

Zweitens fragt sich aber, woher er die Kraft und die Motivation für diese Verhaltensänderung zieht. Es sieht noch nicht so aus, als ob David gelernt hätte, die in solchen Situationen – in- und ausserhalb der Familie – entstehenden Emotionen aufzufangen und zu verarbeiten. In der Sprache des Dampfkessels ausgedrückt: es ist nicht so, dass es weniger Druck gäbe im Kessel. Wohin geht dieser Druck nun? Wie schafft er es, die Faust in einer brenzlichen Situation plötzlich zurückzuhalten?

Erschwerend kommt drittens zu dieser Situation hinzu, dass auf der Ebene der latenten Sinnstruktur mitschwingt, dass für David diese Auseinandersetzung nicht auf eine befriedigende Art und Weise abgeschlossen wurde. Das zeigt sich daran, dass er sich sehr bewusst dafür entscheiden – fast dazu zwingen – muss, diesem Störenfried *nicht mehr weiter nachzuforschen*.

Auch der Interviewer scheint gemerkt zu haben, dass diese Verhaltensänderung – konfrontiert mit der „Dampfkessel-Theorie der Gewalt“ – auf wackeligen Beinen steht und hakt nach. Dabei stösst er auf die folgende Sequenz, die wir aus einem früheren Kontext bereits kennen:

I: Was hat sich verändert in diesen... sechs Jahren oder wieviel dass das ist, also, was hat sich, also, was hat sich bei Ihnen verändert, dass Sie sich so viel besser im, unter Kontrolle haben oder irgendwie so viel besser entscheiden können, was Sie, wie Sie sich verhalten wollen in so einer Situation?

D: Ja, also, sicher einmal ein Grund ist diese Bussen, die ich dann immer gekriegt habe, je nachdem, wenn ich eine Schlägerei gehabt habe. Erstens einmal das und zweitens... ja, hmm, irgendwie wird man auch älter, also, man hat Kinder, oder, //I: mhm, mhm// und... ähh, hat einen ganz – gut, es gibt jetzt schon auch so Situationen, aber... wo man wirklich denkt, man ist gereizt, oder, aber eben, man denkt dann immer „ja, was, was passiert nachher?“, oder, //I: mhm, mhm// also, ich denke, man denkt da etwas voraus, oder, also, was es für mich für Folgen //I: mhm, mhm// haben könnte. Wenn ich jetzt da eine Schlägerei anfangen würde.

David's Wunsch, sein Verhalten zu verändern, ist nicht intrinsisch, scheint nicht in erster Linie einem Leidensdruck bezüglich seiner Täterschaft zu entspringen, sondern von aussen zu kommen. Ein wichtiges Motiv für die angestrebte (oder verwirklichte) Verhaltensänderung sind Bussen und Auflagen aus juristischen Verfahren. Es liegt also massiver Druck vor, der ihn zu dieser Veränderung bringen soll.

Sofort auf dieses Eingeständnis folgt David's Selbstkonstruktion als konformer (*irgendwie wird man auch älter, also, man hat Kinder, oder*) und verantwortungsbewusster (*man denkt da etwas voraus, oder, also, was es für mich für Folgen haben könnte. Wenn ich jetzt da eine Schlägerei anfangen würde*) Mann. Es kommt einem an diesem Punkt so vor, als wolle er sich bezüglich der Erfolgchancen dieser Verhaltensveränderung Mut machen. Doch mit dieser Konstruktion überdeckt er nur, dass er – abgesehen von einem starken Willen – eigentlich kein konkretes Konzept hat, wie er sein Verhalten verändern kann.

Weiter fällt auf, wie David genau an diesem Punkt das *man* fallen lässt. Er sagt nicht: „man denkt da etwas voraus, oder, also, was es für einen für Folgen haben könnte“ – was eine durchaus zulässige und regelgeleitete Formulierung wäre. Zunächst einmal bestätigt sich noch einmal, dass es David mit dem *man* eigentlich um ihn, um die Konstruktion seiner Normalität ging – und nicht wirklich um eine allgemeine Aussage. Zudem ist ja auch wirklich er –

David – die Person, die diese Folgen ertragen muss und von ihnen auch in Zukunft bedroht ist; ich denke, dass durchaus auch diese persönliche Betroffenheit von den *Folgen* dazu beiträgt, diese hätte das *man* fallen zu lassen. Angesichts dieser *Folgen* ist es David auch nicht mehr möglich, diese Distanziertheit zum Geschehen weiter aufrecht zu erhalten.

D: Oder. Also, es ist nicht so, also, wenn ich jetzt wirklich angegriffen werde, wird es halt (???), es fängt eine Schlägerei an, mit dem, da wehre ich mich natürlich, //I: klar, ja// oder, aber so, irgendwie ist es, man kommt, oder... also, das macht mir... also, //I: mhm// da bin ich dann eher, wie soll ich sagen, versuche ich mich zu beherrschen, //I: mhm// oder...

Diese letzte Sequenz von Davids Antwort gibt noch einmal aufschluss über das zentrale Gefühl, das in ihm bezüglich dieser Verhaltensveränderung hochkommt: Verunsicherung. Zunächst einmal fällt auf, dass er seine bis anhin flüssige Sprechweise verliert. Er beginnt zu stocken, scheint den Faden ein wenig zu verlieren, macht kaum mehr einen Satz fertig. Er scheint irgendwie in einen Formulierungsnotstand geraten zu sein. Die Anforderungen, mit denen er sich konfrontiert sieht, bringen ihn in ein Dilemma: da ist einerseits die klare Forderung, sein gewalttätiges Verhalten einzustellen; andererseits haben wir bereits oben gesehen, dass David einen grossen Teil seiner Gewalttätigkeit als Verteidigung gegenüber Angriffen konstruiert – will man ihm denn das Recht auf Selbstverteidigung wegnehmen? Das geht doch nicht. Und der verwirrende Film im Kopf beginnt sich zu drehen. Die Paraphrase einer Rekonstruktion seines letzten Satzes könnte etwa so aussehen:

„Wenn ich angegriffen werde, dann muss ich mich doch wehren, aber das sei nicht gut, sagen sie mir, dazu gebe es eine Alternative (□ *aber so*), doch die ist mir nicht ganz klar (□ *irgendwie ist es*). Ich versuche ja schon, nicht aus dem Rahmen zu fallen/zu sein, wie die andern (□ *man*), aber das ist nicht einfach, das löst etwas nicht Benennbares, Unheimliches in mir aus (□ *das macht mir... also, da bin ich dann eher...*), ich weiss nicht, wie ich damit umgehen soll (□ *da bin ich dann eher... wie soll ich sagen*); was ich auf jeden Fall schon gelernt habe, ist, dass ich nicht Schlagen darf (□ *versuche mich zu beherrschen*), das siehst du doch auch so (□ *oder*).“

Diese Passage liesse einen dann auf die ganze Überforderung und Verwirrung, das Chaos, schliessen, das die angestrebte Verhaltensveränderung, der Prozess, in dem David steckt, in diesem auslöst. Aus diesem Chaos und der damit verbundenen Unsicherheit und Unwissenheit scheinen einige wenige „Gewissheiten“ herauszuragen, an denen er sich nun zu orientieren versucht (□ zum Beispiel *versuche mich zu beherrschen*).

Mir bleibt nur noch, ihm auf diesem Weg viel Glück und Erfolg zu wünschen.

4 Auswertender Teil

Im ersten Hauptteil haben wir uns ausführlich befasst mit der Klärung und Sichtung eines grossen Teils der für die in dieser Arbeit angeschnittene Thematik relevanten Theorie. Dabei ging es in erster Linie darum, sich im Dreieck der Felder „Körperlichkeit“, „Gewalt“ und „Männlichkeiten“ zurechtzufinden, die verschiedenen Ansätze, die sich auf diesen Feldern tummeln, zu sichten und ein kohärentes theoretisches Konzept zu erarbeiten, mit dem man sich im „öden Land“, das zwischen diesen Feldern liegt, orientieren kann. Dies kulminierte in der präzisierten Fassung des Erkenntnisinteresses, das dann die Auswertung der Befunde des empirischen Materials strukturieren und leiten sollte.

Auf der anderen Seite gibt es als ebendieses Material das Interview mit David, das im zweiten Hauptteil interpretiert wurde und an dem auf der latenten und der manifesten Sinnesebene nach den Strukturierungsgesetzlichkeiten des Falles gesucht wurde. Dabei wurde nun allerdings der Überprüfung der im ersten Teil aufgestellten Hypothesen keine Priorität gegeben. Vielmehr bestand das Ziel dieser Interpretation im Aufspüren der Strukturierungsgesetzlichkeit des Falles „David“. Bei der Auswahl der zu interpretierenden Sequenzen wurde also ein möglichst umfassendes Verständnis der Persönlichkeitszüge von David angestrebt. Es ging in erster Linie darum, David besser kennen und verstehen zu lernen. Dabei stand aber natürlich die hier untersuchte Thematik und Hinweise, die sie einer Erhellung zuführen konnten, im Vordergrund.

Das Ziel des dritten Hauptteiles ist es nun, diese beiden Seiten einander zuzuführen und die Erkenntnisse des Falles „David“ im Lichte der theoretischen Erkenntnisse und Hypothesen zu betrachten. Als Struktur für diese Auswertung dienen mir zunächst einmal die fünf Punkte⁸⁹, die sich als erweiterte Fragestellungen aus der Sichtung der theoretischen Eckpunkte herauskristallisierten. Anschliessend wird es darum gehen, die gewonnenen Erkenntnisse über den Fall zu bewerten und ihn im Lichte der theoretischen Erkenntnisse zu deuten.

⁸⁹ vgl. dazu den Abschnitt „Zusammenfassung und Präzisierung des Erkenntnisinteresses“ auf Seite 28f. dieser Arbeit

4.1 Zusammenführung

4.11 Zugang zum Körper

Der Fall stützt die Vermutung ganz klar, dass der Zugang zum Körper für einen physisch gewalttätigen Mann nicht einfach ist. David weicht vielen Fragen, die auf den Körper und seine Praktiken Bezug nehmen, aus. Er kann über denselben nur schwer berichten. Fragen, die einen reflektierten Umgang mit dem Körper voraussetzen würden, scheinen ihn sehr stark zu fordern.

In den wenigen Situationen, in denen David über den Körper spricht, zeigt sich zwar ein einigermassen spezifisches Vokabular; dieses wirkt aber nicht sonderlich präzise und auf eine ungeschickt wirkende Weise deplaziert. Man kommt nicht umhin, aus der Art und Weise, wie David über seinen Körper spricht und auf ihn Bezug nimmt zu schliessen, dass er darin nicht sonderlich geübt ist. Es scheint eine für ihn wenig übliche Aufgabe zu sein, sich reflexiv über den Körper und seine Praktiken zu äussern.

Anhand dieser wenigen Äusserungen lässt sich auch die Vermutung eines instrumentellen Zugangs bestätigen. Der Körper scheint dann ins Blickfeld zu geraten, wenn etwas nicht mehr funktioniert, wenn etwas schmerzt. Dies ist ein starkes Indiz für einen funktionalen, auf den vom Körper zu erwartenden Ertrag ausgerichteten Bezug, wie er im theoretischen Teil zur Körper-Sozialisation geschildert wurde. Diese Thesen bestätigen sich auch im letzten Teil des Interviews⁹⁰, in dem Körperpflege und „wellness“ thematisiert wird. David scheint den Körper als pflegens- und schützenswertes Gut kaum im Blickfeld zu haben. Eher drängt sich das Bild einer Maschine auf, die halt gewartet werden muss und die man ab und zu einen „Service“ durchlaufen lässt, damit sie weiter einwandfrei funktioniert.

Mit diesem Befund ist nun natürlich noch sehr wenig ausgesagt. Denn – das wird in der Sozialisationstheorie betont – damit handelt es sich um einen Zugang, der ganz allgemein für Männer typisch ist und von ihnen angeeignet wird, um sich Schmerz, Schwäche und Angst vom Leib zu halten. Lassen sich nun am gefundenen Material Hinweise dafür finden, dass diese instrumentelle Betrachtungsweise bei David im Vergleich zu anderen Männern⁹¹ stärker ausgeprägt wäre? Das ist meiner Ansicht nach klar nicht der Fall. Als Indiz dafür nehme ich, dass sich im Interview mit David fast keine Sequenzen finden, die darauf schliessen lassen, dass in dessen Denksystem eine bewusste oder unbewusste Körperfeindlichkeit zu finden ist. David hat einfach einen unkomplizierten, aber auch wenig reflektierten, letztendlich eben instrumentellen Bezug zu seiner Körperlichkeit.

An dieser Stelle bietet sich auch die Gelegenheit, noch einmal kurz auf die Konzepte des „body politic“ und des „sozialen Körpers“ zurückzukommen. Das Gespräch bietet meiner Meinung nach keinen Anlass, diese Begriffe in einer Arbeit zum Täterkörper stärker einzubeziehen. Auch wenn sich im Gespräch mit David natürlich zeigt, dass auch sein Reden und Handeln einem bestimmten, strukturell vorgegebenen „Körperregime“ unterstellt ist. Die Wirksamkeit und Nützlichkeit dieser Begriffe ist hier also keineswegs in Frage gestellt. Doch sehe ich nicht, wo sie an der hier besprochenen Thematik ansetzen könnten.

⁹⁰ vgl. das Interview im Anhang ab Sequenz 50 | 99

⁹¹ Es ist natürlich nicht wirklich möglich, einen solchen Vergleich zu ziehen; denn einerseits ist das Material dazu im Interview mit David sehr spärlich gesät, andererseits steht uns auch keine Kontrollgruppe zur Verfügung, zu der wir die Ausprägung bei David in Relation bringen könnten. Dieser „Vergleich“ orientiert sich also sehr spekulativ an einem fiktiven Durchschnittswert, der sich aus persönlicher Erfahrung speist.

4.12 Gefühl für den Körper und seine Grenzen

Es ist ausserordentlich schwierig, aus einem verschrifteten Gespräch Hinweise zum Gefühl für den Körper und seine Grenzen, das eine Person an den Tag legt, zu gewinnen. Mindestens genauso schwierig ist es, dieses in einem Interview – direkt oder indirekt – zu erfragen. Zwei Möglichkeiten gibt es trotzdem, die einen Zugang zu diesem Thema eröffnen können:

Einerseits gibt uns der allgemeine Umgang einer Person mit (ihren) Grenzen einen Hinweis in diese Richtung. Da fällt nun zunächst einmal auf, dass David immer wieder ein sehr feines Gespür an den Tag legt, wenn andere Menschen ihm zu nahe kommen. Das zeigt sich beispielsweise, wenn David von den Grenzüberschreitungen der Mutter erzählt, die er sehr klar als Grenzüberschreitungen erkennt und benennt. Es gibt auch Sequenzen, in denen David zeigt, dass er – bei gewissen Themen zumindest – sich seiner Grenzen sehr bewusst ist und diese auch annimmt: *also wenn sie, sagen wir, (???) elf Leute und, sagen wir, ich kenne vielleicht nur die Hälfte und ich muss jetzt da eine Ansprache machen – das könnte ich nicht.* Doch dabei handelt es sich um einige wenige Ausnahmen, die nicht darüber hinwegtäuschen können, dass David als eine Person betrachtet werden muss, die mit der Einschätzung von sich und seinen Grenzen oftmals Mühe hat.⁹²

Andrerseits geht es darum, einen möglichst genauen Blick zu werfen auf die Besetzungen des Körpers in der früh(est)en Kindheit. Dabei handelt es sich zum einen um eigene Opfererfahrungen mit physischer Gewalt; zum andern ist es wichtig, die Möglichkeit von zärtlichen Erfahrungen der Körpergrenzen auszuloten.⁹³ Natürlich hat David Gewalterfahrungen als Opfer gemacht. Jeder Mensch macht solche Gewalterfahrungen, sei es als Individuum, sei es als AngehörigeR bestimmter Gruppen. Doch ist aus dem Gesprächsmaterial nicht klar herauszufiltern, inwiefern David sich als Opfer wahrnahm, wie oft er welche Arten von Gewalt erlebte und was das in ihm auslöste. Ich werde trotzdem versuchen, einige Rückschlüsse in Bezug auf diese Punkte aus dem Material zu ziehen:

- Die explizite Interviewfrage nach Erlebnissen mit physischer Gewalt in der Herkunftsfamilie beantwortet David mit *Nein. Vielleicht etwa einmal oder so.* Es ist nicht klar zu sagen, ob er sie damit einfach abwürgt, damit er sie vom Tisch hat, oder ob er sich wirklich (fast) keiner physischen Gewaltakte in der Herkunftsfamilie bewusst ist.
- Mit Sicherheit wissen wir, dass David sich in der Beziehung zu seiner Mutter immer wieder als Opfer wahrnahm, was zum oben ausführlich beschriebenen ambivalenten Verhältnis zu Nähe und Distanz in den Bindungsstrukturen führte. Das waren nun zweifellos sehr verwirrende und auch schwierige Erfahrungen für ihn. Ich gehe aber davon aus, dass sich diese Gewalterfahrungen nicht auf der physischen Ebene abspielten. Ansonsten drängt das ambivalente Verhältnis zu einer Mutter, die man sich wohl als sehr auf David zurückgeworfen vorstellen muss, durchaus die Vermutung auf, dass es in Davids Kindheit zu Zärtlichkeit und Körperkontakt – zu „Grenzerfahrungen“ eben, wie Mahler sie postuliert – gekommen ist.
- Auch im ausserhäuslichen Bereich gibt es keine Hinweise darauf, dass David als Kind in einem auffälligen Masse zum Opfer geworden wäre. Die Passage *Ähh, man hat sicher... es hat sicher Situationen gegeben, wo... wo man eigentlich zeigen musste, wer der Stärkere ist, man hat aber auch, man hat es auch probiert mit Reden, also, so in der Schulzeit ist das jetzt eigentlich*

⁹² Über seine – noch weiter zu analysierende – Schwierigkeiten mit der Einschätzung seiner subjektiven Macht bzw. Ohnmacht habe ich ja bereits im Abschnitt „Persönlichkeitsmerkmale“ einige Mutmassungen angestellt.

⁹³ Ich verweise in diesem Zusammenhang in erster Linie auf die Beiträge von Theweleit und Mahler, die im Abschnitt „Körper-Sozialisation“ auf Seite 19f. in dieser Arbeit ausführlich vorgestellt werden.

noch schwierig, man hat dann wie einmal gestritten oder so, jaa, also, man ist bald einmal in, in einen Kampf verwickelt gewesen, oder. lässt zwar durchaus darauf schliessen, dass David auch damals schon regelmässig in Schlägereien verwickelt war, doch sieht er sich strukturell weder in einer Täter- noch in einer Opferrolle: man hat es gemerkt mit Kollegen, oder, man hat es auch in der Schule gemerkt, oder, es hat vielleicht da auch Streitereien gegeben, und Raufereien, aber auch... ähh, psychologisch, oder, der eine ist ein bisschen besser gewesen ist in der Schule als der andere, der andere ist ein bisschen mehr ausgeschlossen worden, der andere weniger, oder. Und ich bin eben da in der Mitte bin ich da eigentlich mehr durchgefahren. Aber zu diesem Thema gibt es im Interview nicht genügend Informationen, um Davids Selbsteinschätzung zu bestätigen oder in Zweifel zu ziehen.

- Zwei weitere Felder erschliessen sich dafür im interview, auf denen weitere Opfererfahrungen sich zugetragen haben können, auch wenn davon nicht explizit die Rede ist. Dabei geht es zum einen um die Tatsache, dass David als Kind in einer Familie *mit wenig Geld* aufgewachsen ist. Dies wirft wiederum Fragen danach, wie viel liebevolle Zärtlichkeit im familialen Beziehungsgeflecht möglich war und wie sehr im *Mittelmass* hinsichtlich der Gewalt Davids Schulerfahrungen tatsächlich waren, auf.

Zum anderen kommt im Gesprächstext immer wieder zum Ausdruck, dass David auf Eingriffe in seine Entscheidungsmächtigkeit und Autonomie sehr stark und emotional reagiert. Das zeigt sich sowohl in Bezug auf seinen Vater und seine Partnerin, die ihn – in seinen Worten – *nicht gehen lassen* wollen, als auch mit dem Lehrer in der Berufswahlklasse beim Konflikt wegen der *Schnupperlehre*, und dann hat der gesagt, *ja – also ich habe dann Elektriker werden wollen, Elektromonteur – und dann hat der dann schon zu mir gesagt, nein, das gehe nicht, oder, da reiche mir das Zeugnis nicht und Zeugs und Sachen und... da habe ich Heizungsmonteur machen müssen, also, vom Lehrer aus, praktisch*. Seine sehr emotionalen und gereizten Reaktionen lassen darauf schliessen, dass David auch in Bezug auf diese Thematik schlechte Erfahrungen gemacht, auch hier blinkt so etwas wie „Opferpotential“ auf.⁹⁴

Fassen wir die verschiedenen Informationen zusammen, dann merken wir, dass die versammelten Befunde, die aus dem empirischen Material zum Fall herausgefiltert werden können, nicht in eine eindeutige Richtung weisen. Wohl gibt es verschiedene Situationen und Konstellationen in Davids Biografie, die ihn immer wieder Opfererfahrungen machen liessen, doch lässt sich aufgrund der vorgefundenen Daten nicht klar eruieren, wie sich diese auf sein Verhalten ausgewirkt haben. Wohl erscheint David im Laufe des Gesprächs immer wieder als ein Mann, der sich über die Reichweite und die Konsequenzen seiner Handlungen wenig im klaren ist, doch lässt sich dies nicht zwingend auf einen fehlenden Bezug zu seinen Körpergrenzen zurückführen – es gibt viele andere mögliche Ursachen dafür (ich verweise zum Beispiel auf seine Unsicherheit), die genauso wahrscheinlich sein könnten. Um diese These effektiv überprüfen zu können, bräuchte es ein genaueres, auf diese Fragestellung ausgerichtetes Konzept, mit dem man an ein Interview – oder zumindest einen Teil davon – herantreten müsste, und das einem direkt Rückschlüsse und Hinweise zur Thematik der Körpergrenzen in die Hand geben würde.

⁹⁴ Dabei handelt es sich natürlich auch um eine strukturelle Ausprägung von Gewalt. Jugendliche Männlichkeiten werden in der Regel von der hegemonial vorherrschenden Männlichkeit unterdrückt; das Prinzip der Anciennität spielt in der hierarchischen Organisation verschiedener Männlichkeiten eine gewichtige Rolle. Van den Broek (1993: 46ff.) geht sogar noch weiter und spricht von „Adultismus“ und meint damit die systematische Unterdrückung von Kindern und Jugendliche in unserer Gesellschaft. Der Adultismus fungiert van den Broek zufolge als gesellschaftliche Basis für jede andere Form von Unterdrückung, weil jeder Mensch ihm ausgesetzt ist und unter ihm zu leiden hat.

4.13 Strukturelle Funktion des gewalttätigen Verhaltens

Wenn David über sein Leben erzählt, dann scheint er nach dem Absolvieren der obligatorischen Schulzeit eine Art Wendepunkt in seinem Leben zu lokalisieren: *Als ich in diesem Lehrlingsheim gewesen bin, ist (stockt) ist dann praktisch, ähh, alles ein bisschen bergab gegangen.* Er schildert sein Leben zwar so, dass er sich nach einer schwierigen Phase von vielleicht zwei Jahren wieder aufgefangen und sein Leben in den Griff bekommen hat – und das hat er auch zweifellos. Dennoch bleibt beim Nachdenken über den Fall der Eindruck zurück, dass David seine Möglichkeiten (bisher) nicht ausgeschöpft hat. Vor dem Knick war er zwar ein Kind aus schwierigen ökonomischen Verhältnissen, doch mit intakten Chancen zur „upward mobility“: als einheimischem Mann mit Sekundarschulabschluss in einer wirtschaftlich gut entwickelten Region wären ihm wohl objektiv durchaus einige Wege offen gestanden, um seinen sozialen Status zu verbessern.

Nach diesem Knick sehen wir in David einen Mann, der seit zehn Jahren in der Stadtverwaltung arbeitet *als angelernter Elektriker, oder, angelernter Monteur.* Er hat keinen Lehrabschluss, arbeitet nicht in dem Beruf, den er sich eigentlich gewünscht hätte und steht beruflich auf einem klassischen Abstellgleis. Ähnlich prekär sieht es aus, wenn man Davids familiäre Situation betrachtet: auch hier wirkt die Konstellation, in die er sich verstrickt hat, äusserst brüchig und unsicher. Sowohl Beruf als auch Familie scheinen David – zumindest unbewusst – auch massiv zu belasten.

Spiegelt man nun diese schwierigen Konstellationen in der beruflichen und der familiären Situation an der bereits angesprochenen Ausgangslage als Kind einer Familie mit knappen finanziellen Ressourcen, die sich aber zum Guten zu entwickeln schien, dann nimmt man ein grosses Frustrationspotential wahr. Es scheint wenige Situationen zu geben, in denen David seine Mächtigkeit ausleben und sich als machtvoll erleben kann. Dieser Eindruck bestätigt sich auch im Interview, in dem sich immer wieder Hinweise darauf finden, dass David in der Interpretation seines Lebens hin- und herpendelt zwischen einer fast schon verzweifelten Suche nach Bestätigungen seiner Mächtigkeit und einer dabei immer wieder durchscheinenden Resignation, die sich dann darauf fixiert, machtvolle Aspekte wenigstens auf das Leben seiner Töchter zu projizieren.

Wenn wir nun also das subjektive Erleben von Mächtigkeit und von Überlegenheit über Frauen und andere Männer als üblichen Imperativ in der Sozialisation des Mannes postulieren, der in derselben an die Konstruktion von Männlichkeit gekoppelt ist, dann machen wir bei David subjektiv wahrgenommene Defizite aus und können durchaus darauf schliessen, dass er sich – auch hier wieder unbewusst – Erfahrungen von *potestas*, von einem subjektiven Erleben persönlicher Mächtigkeit in seinem Leben, wünschen wird. Es spricht nichts dagegen, dass David sowohl in seinen ausserhäuslichen Schlägereien als auch bei seinen innerfamiliären Ausfällen die gewünschten Erfahrungen von Mächtigkeit macht und dass darin auch die Attraktivität dieser Verhaltensmuster für ihn besteht.

In dieser Hinsicht rückt nun natürlich auch wieder die Legitimation des gewalttätigen Verhaltens in den Vordergrund. Es fällt einerseits auf, dass David verschiedene Legitimierungsstrategien zur Verfügung stehen. Diese schimmern im Gespräch immer wieder durch und kommen klar zum Ausdruck. Andererseits hat man bei diesen Legitimierungsversuchen nicht den Eindruck, dass David sie macht, weil er sich in der Defensive befindet. Eher erscheinen sie dem Interpretierenden als Erklärungsversuche; sie stellen Davids Analyse der Gründe dar, weshalb es in seiner Biografie zu Gewaltvorfällen kommt. Dabei rückt nun auch wieder die Tatsache ins Blickfeld, dass es sich bei seinen Legitimierungsstrategien um externe Gründe

handelt, die David für die Vorfälle verantwortlich macht. So weist David implizit die Verantwortung für diese Vorfälle nach wie vor zurück. Indem er die Tendenz aufweist, diese Vorfälle als Angriffe darzustellen (und sie für sich wohl auch so zu konstruieren), setzt er sich letztlich ins Recht, auch weiterhin zur Selbstverteidigung auf Gewalt zurückzugreifen.

Insofern weist David implizit sehr klar zurück, dass es sich bei den Situationen, in denen er Gewalt anwendet, um *violentia* handeln könnte. Das liegt ihm fern! Würde man ihn darauf ansprechen, so vermute ich zumindest, würde er diesen Verdacht weit von sich weisen. David hat ein sehr differenziertes und genaues Bild der Situationen, in denen es für ihn heiss wird. Wichtig ist, dass er einen effizienten und konstruktiven *alternativen* Umgang mit diesen heissen Situationen findet. Ob ihm dies gelingen wird, ist noch nicht entschieden. Doch denke ich, dass es sich bei diesen Situationen kaum um ein emotionales, affektives Heraufbrechen von Gewaltsamkeit – das die *violentia* doch präsupponieren würde – handelt.

Ich habe zudem in diesem Kontext die These aufgestellt, dass in der männlichen Gewaltausübung die patriarchale Gesellschaftsstruktur und die Hierarchie der Männlichkeiten reproduziert und bestätigt werden. Es gibt wenige Hinweise, die Rückschlüsse auf diese These zulassen. Immerhin ist es interessant festzustellen, dass David keinerlei Unterschiede hinsichtlich seines ausserhäuslichen und seines innerfamiliären Gewaltverhaltens zu macht. Es ist in seiner Auseinandersetzung mit dieser Gewalttätigkeit nicht auszumachen, dass David ein Bild davon hat, dass es sich hierbei um zwei verschiedene Kategorien handelt, die es analytisch zu trennen gilt. Das zeigt sich deutlich an der folgenden Passage, in der David bruchlos von der einen zur anderen Kategorie wechselt: *auf dem Fussballplatz habe ich das jetzt zum Beispiel noch nie erlebt, //I: ähäh// dass ich auf einen los bin oder dass es zu einer Schlägerei gekommen ist, so weit ist es noch nie gekommen, es wird herumgeschubst werde, also... das... dort ist... eben dort... man regt sich ja auch dort eher ab, oder, man kann sich dort recht... gerade, es kommt dann auch noch auf die Situation an, wie der Arbeitstag ist, wie es ... es hat aber auch viel zu tun mit Vollmond. Da (?Der?) reagiert, ähh... also, ich merke den wahnsinnig. Ich habe das auch bewusst auch daheim, weißt Du, wenn ein Krach gewesen ist, oder, ein grösserer, ist es meistens vor Vollmond oder wenn es... also, kurz vor Vollmond oder wenn es Vollmond ist... findet der meistens statt. Aber das ist natürlich nur ein sehr schwacher Hinweis, der dafür spricht, dass das Gewaltverhalten für David als allgemein übliche soziale Positionierungsstrategie betrachtet wird.*

4.14 Individuelle Funktion des gewalttätigen Verhaltens

Eng damit verknüpft sind natürlich die Überlegungen, die man sich zur individuellen Funktion machen muss, die sich in Davids gewalttätigem Verhalten manifestieren. Zunächst einmal gilt es hier die Beobachtung noch einmal anzufügen, dass Körperlichkeit und Männlichkeit in Davids Denken als ineinander verschränkt erscheinen. Weiter haben wir unter iii. bereits festgestellt, dass es durchaus Aspekte gibt, in denen David seine Männlichkeit als beschädigt wahrnehmen könnte. Dasselbe gilt für Davids Körperlichkeit. Auch wenn er sich auf der Ebene des subjektiv gemeinten Sinnes stark darum bemüht, dass es nicht explizit zum Ausdruck kommt, lässt sich aus seinen Äusserungen, insbesondere in der Sequenz über seine Behinderung, doch der vorsichtige Rückschluss ziehen, dass sich David auch in seiner Körperlichkeit als nicht den Vorstellungen entsprechend, „beschädigt“, wahrnimmt; das zeigt sich am Deutlichsten wohl in der folgenden Passage *und dann so irgendwie zehn Jahre später, oder, habe ich einmal den Ohrenarzt gewechselt, oder, und dann hat man mir dort gesagt, man hätte eigentlich dort etwas machen können, oder, das ist so... Das ist die Erfahrung, die ich gemacht habe, also, das*

ist noch ziemlich hart gewesen. Die Härte dieser Diagnose trifft ihn noch heute, sie spricht noch heute als Bitterkeit aus ihm. Er fühlt sich beschädigt, unnötigerweise noch dazu.

Ein weiterer starker Punkt in diesem Kontext, der auf der individuellen Ebene einhakt, ist Davids prekäre Position in seiner Familie, die in der Interpretation des Interviews sehr deutlich sich abgezeichnet hat. Es lässt sich unschwer vermuten, dass die Tatsache, dass er sich in der dortigen Konstellation als sehr gefährdet und unsicher wahrnimmt, auch einen Einfluss auf seine subjektiv erlebte Männlichkeit hat. Er findet in seiner Familie nicht den sicheren und seiner Reproduktion dienenden Hort, den die traditionelle männlicher Sozialisation von diesem erwartet, ihm aber auch verspricht. Vielmehr erlebt er die aktuelle Konstellation als brüchig, *mühsam*, *anspruchsvoll*, er braucht *Abwechslung* von ihr... Und David steht in dieser Konstellation mit dem Rücken zur Wand. Er nimmt sich in ihr nicht als handlungsmächtiges Familienoberhaupt wahr, sondern ausgeliefert, abhängig – und diese verletzende Nähe kennt er aus der Herkunftsfamilie, aus seiner Mutterbeziehung.

Am deutlichsten zeigt sich der Druck, unter dem David zu Hause steht, in der Beziehung zu seinem Stiefsohn, an der sich diese Spannung auch immer wieder zu entladen droht. An ihr manifestiert sich die Angst, im schlimmsten Fall ohne seine Familie, die ihm zweifellos sehr viel bedeutet, dazustehen. Und gerade wenn sich diese Bedrohungssituation konkret verdichtet – darauf verweist das Gespräch auf der latenten Sinnebene sehr stark –, kommt es innerfamiliär zu Gewaltvorfällen. Wenn seine wackelige Position in der Familie akut zur Debatte steht, dann kommt es vor, dass er sich und alle drohenden Konsequenzen vergisst. Doch ist es in der hier vorliegenden Konstellation wenig wahrscheinlich, dass physische Gewalt Davids Position in der Familie zu stabilisieren oder gar zu stärken vermag. Er hat in ihr nicht die Mittel und die Autorität, eine Tyrannenherrschaft aufzuziehen.

Doch das kratzt natürlich an der subjektiven Wahrnehmung von Männlichkeit. Nach wie vor ist es eine der expliziten Rollenanforderungen an einen Mann, das Oberhaupt und der Ernährer seiner Familie zu sein. Und zumindest dass er die erste Rolle in den Augen seiner selbst und einer imaginierten Öffentlichkeit zufrieden stellend erfüllt, darf angezweifelt werden; wie es sich mit der zweiten Rolle verhält, darüber kann hier mangels Hinweisen wenig ausgesagt werden. Es lässt sich nur vermuten, dass man als *angelernter Monteur* gut wirtschaften muss, um eine fünfköpfige Familie durchzubringen. Es wäre ökonomisch sicher von Vorteil, wenn auch Davids Partnerin einer Erwerbsarbeit nachgehen würde – doch auch dann wäre das Bild des souveränen Ernährers im Eimer.⁹⁵

Aufgrund dieser Überlegungen lässt sich vorsichtig die These stützen, dass David – gespiegelt an den traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit, die ihm hier nicht ganz unbegründet unterstellt werden – seine persönliche Männlichkeit durchaus als prekär, brüchig und gefährdet erleben dürfte. Auch haben wir einige Hinweise dafür, dass selbiges auch für die Wahr-

⁹⁵ Ich argumentiere in diesem Abschnitt mit einer sehr traditionellen Konzeption von Rollenerwartungen und Anforderungen an Männlichkeit. Dies deshalb, weil sich David im Gespräch einerseits selber an diesem traditionellen Männerbild zu orientieren scheint, andererseits weil es auch (fast) keine Hinweise darauf gibt, dass er sich in seiner Biografie auf eine vertiefte oder reflektierte Art und Weise mit seiner Geschlechtlichkeit auseinandergesetzt hätte. Einzig in seiner Konzeption der Vaterschaft scheint David von einer traditionellen, zurückhaltend-distanzierten Haltung abzuweichen. Er präsentiert sich als verantwortungsvoller Vater, dem seine Familie sehr wichtig ist. Doch dies geschieht erstens immer in Kontexten, in denen er sich explizit als normalen, verantwortungsbewussten (und -fähigen) Zeitgenossen darstellen will. Zweitens sehe ich hier auch eine Verbindungslinie zur latent zum Ausdruck kommenden Unzufriedenheit mit der Beziehung zum eigenen Vater, der ja in der Herkunftsfamilie sehr wenig präsent gewesen zu sein scheint. Es ergibt sich aus dieser Perspektive auch eine klare Motivation, die Vaterrolle anders auszulegen, als es der eigene Vater ihm gegenüber gemacht hat.

nehmung seines Körpers gilt. Wir wissen zudem auch, dass er seinen Körper primär als einen männlichen perzipiert und seine Körperwahrnehmung deshalb an seine Männlichkeitskonzeption gekoppelt zu sein scheint. Weiter muss das gesamte Interview mit David dahingehend interpretiert werden, dass wir es bei David mit einer allgemein ziemlich unsicheren Persönlichkeit zu tun haben. Gestützt auf alle diese Indizien wird meiner Meinung nach die These, dass mit dem Gewaltakt Davids in der Situation akut verunsicherte Männlichkeit stabilisiert und wiederhergestellt werden soll, zumindest ganz sicher nicht widerlegt. Ich denke sogar, dass die genannten Indizien in Richtung einer Bestätigung dieser These im Fall „David“ weisen.

Keine konkreten Hinweise gibt es hinsichtlich der Hypothese, dass damit auch eine akut gefährdete Körperlichkeit wiederhergestellt werden soll. Auch erfahren wir aus dem Interview nichts darüber, inwiefern David seine eigenen Gewalthandlungen – so wie Harald im einleitenden Zitat zu dieser Arbeit – als körperliche Befreiung erlebt. Es kann in Bezug auf diese These nur noch einmal an die Koppelung von Körperlichkeit an Männlichkeit verwiesen werden. Sie ist das einzige (schwache) Indiz, das der Fall David uns bietet, um seine Gewalttätigkeit auch als körperliches Geschehen zu interpretieren.

4.15 Alternative Handlungsstrategien

Auf die Thematik der Handlungsalternativen kam ich im zweiten Hauptteil bereits zu sprechen. Als spontaner Anhänger der „Dampfkessel-Theorie der Gewalt“ scheint für David die einzige Handlungsalternative zur Anwendung von Gewalt im Suchen eines anderen geeigneten Ventils zu liegen. Sein absolut wichtigstes ist seit Jahren schon der Sport, namentlich der Fussball. Da kann er seinen *Stress* und seine *Aggressionen abbauen*. Doch das ist nicht genug, ganz eindeutig. Damit scheint er nicht allen Dampf, der im Kessel am Brodeln ist, abbauen zu können. Entweder ist da zu viel Druck oder das Ventil ist nicht stark genug. Es braucht also noch andere Strategien.

Eine solche Alternative, die im Interview ins Auge springt, ist es, die Situation zu verlassen. Sehr eindrücklich kommt dies zum Ausdruck in der folgenden Szene, in der David seine häusliche Gewalttätigkeit thematisiert: *Wo ich das gehabt habe, ähhh..., dass, wenn ich nicht mehr ein und aus gewusst habe, dann... bin ich, wäre ich ja am liebsten gegangen, oder, und dann hat sie mich nicht gehen lassen, oder... und dann habe ich mir meinen Weg einfach frei gemacht, oder*. David nimmt in der Schilderung dieser Situation sehr deutlich wahr, dass er sich in einer heissen Situation befindet, in der er *nicht mehr ein und aus* weiss. Das Weggehen erscheint hier sehr deutlich als Schutzmechanismus: als hätte er gemerkt, was in dieser Situation als nächstes kommt. Er wollte es verhindern, sich der Situation entziehen, um so den Schaden in Grenzen zu halten – *dann hat sie mich nicht gehen lassen*⁹⁶ und es kam zum Gewaltakt! Im Rückzug von der heissen Situation scheint also Davids alternative Strategie zu bestehen.

Also, mir kommt es einfach vor, ja, als ob ich keinen anderen Ausweg mehr dann habe, sagt David hinsichtlich derjenigen Situationen, in denen er gewalttätig wird. Dann gibt es keine Alternativen mehr. Auch der Zeitpunkt zum Rückzug scheint von ihm verpasst oder vom Gegenüber

⁹⁶ Erstaunlich an dieser Formulierung ist, dass sie sich in dieser Sequenz wörtlich wiederholt. Nur wenige Zeilen früher meinte David in Bezug auf eine Situation in seiner Herkunftsfamilie: *„mein Vater hat... ich habe mal gehen wollen und habe gesagt „ich gehe jetzt“, oder, und er hat mich nicht gehen lassen wollen – und ich bin dann einfach gegangen, oder. Also, ich wüsste nicht, was dann passiert wäre, wenn er sich dann einfach vor mich gestellt hätte.“* Auch hier passt „Schadensbegrenzung“ sehr gut als Erklärung für Davids Rückzug.

genommen worden zu sein. Doch diese Darstellung kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass David in heissen Situation – und damit meine ich nicht den Konfliktfall an sich – nur sehr mangelhafte Handlungsalternativen zu physischer Gewalt kennt. Denn das Ventil stösst zwangsläufig immer wieder an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. Auch der Rückzug ist nicht in jeder Situation möglich – und selbst wenn er möglich ist, hat sich die Situation, die Gereiztheit, höchstens aufgeschoben, aber sicher nicht aufgehoben. Auch hier kommt also wieder das Ventil ins Spiel, früher oder später. David hat ganz offensichtlich kein breites und schon gar nicht ein ausreichendes Repertoire, um mit Situationen der Frustration, der Unsicherheit und der Brüchigkeit der eigenen Existenz – als Mensch und als Mann – gewaltfreier umzugehen. Hierbei handelt es sich eindeutig um einen Punkt, an dem er in seiner Therapie auf Unterstützung angewiesen ist – und wo er diese auch finden kann.

Doch diese These geht ganz klar bestätigt aus der Auseinandersetzung mit dem Fall hervor. Fast schon idealtypisch werden im Gespräch mit David die möglichen – und deutlicher noch die fehlenden – Handlungsspielräume sichtbar. Und hier kommen auch Anknüpfungspunkte für männliche Gewaltprävention zum Vorschein. Interessant ist es natürlich auch, dass die einzige an sich wirksame Strategie zum Abbau von Stress, Aggression und Frustrationen – zum Umgang mit den starken Emotionen, mit denen das Leben uns Menschen konfrontiert –, die David kennt und anwendet, eine körperliche Praxis ist. Von dieser Seite her rückt plötzlich der Körper in sein Blickfeld hinein, allerdings als reines Mittel, mit dem er einen ganz anderen Zweck zu verfolgen scheint...

4.2 Deutung

Wie lässt sich nun der Fall „David“ im Lichte der theoretischen Erkenntnisse und Leitplanken erklärend deuten? Was kann – insbesondere – über den Täterkörper in diesem spezifischen Falle gesagt werden? Und gelingt es uns, dieses spezifische Fallbeispiel mit dem erarbeiteten theoretischen Rüstzeug einzufangen?

Meines Erachtens liegt der Schlüssel zum Verständnis für das Verhalten – und die Gewalttätigkeit im speziellen – von David in der Tiefenstruktur der Bindungsfähigkeit. In diesem Bereich hat David sich in seiner Herkunftsfamilie Prägungen angeeignet, die viele seiner Entscheidungen einer Erklärung zuführen können. Zentral ist in dieser Hinsicht in erster Linie sein ambivalentes Verhältnis zu Nähe und Distanz in sozialen Beziehungen. Solange es ihm nicht gelingt, diese Ambivalenz zu klären, wird er immer wieder in soziale Situationen sich verstricken, die von einem double-bind geprägt sind.

Nähe ist eine soziale Erwartung, die von innen wie von aussen an jede Familie herangetragen wird. Nähe ist auch ein menschlicher Wunsch, den jedes Individuum von Zeit zu Zeit verspürt. Auch David. Aber David hat – und damit steht er natürlich nicht allein – ein ambivalentes Verhältnis zu dieser Nähe. In seiner Herkunftsfamilie hat er die Erfahrung gemacht, wie vertraut, symbiotisch und unterstützend sich diese Nähe anfühlen und auswirken kann. Er hat aber auch die Erfahrung gemacht, dass diese Nähe, wenn sie gesetzte Grenzen – und sei es aus eigener Not – nicht akzeptiert, sehr leicht bedrängen und verletzen kann. Zwischen seinem innigen Wunsch nach Nähe und seiner Angst vor der Verletzung durch Nähe ist David zerrissen.

Auf der anderen Seite dieser Münze ist die Distanz. Sie hat den Vorteil, dass sie dort, wo Nähe übergriffig wird, Schutz vorgaukelt. Wenn Nähe zu nahe kommt, geht leicht vergessen, dass auch sie eigentlich verletzt, weil sie uns den sozialen Kontakt – die Nähe eben – verwehrt. Es scheint, als hätte David oftmals Nähe als Übergriff erlebt. Das hat ihn verwirrt. In seiner Zerrissenheit zwischen Wunsch und Angst scheint oftmals ersterer stärker gewesen zu sein – die Ernüchterung und Enttäuschung danach umso bitterer. Vorsichtig ist David darob geworden, wenn er Nähe wahrnimmt. Die Organisation von Schutz nimmt einen zentralen Platz ein in diesen Situationen. Und damit Distanzierungsbewegungen, lieber einmal zu viel als zu wenig...

Betrachten wir als Beispiel die Konstellation, mit der sich David aktuell in seiner Familie konfrontiert sieht: auch er sucht und erwartet die Erfüllung seines Wunsches nach Nähe in der Familie. Doch nie – oder nur selten – kann er sich diesem Wunsch hingeben, ohne seine Vorsicht aufrecht zu erhalten. Insgeheim wartet er – unbewusst natürlich – auf die Verletzung. Es kommt noch hinzu, dass seine Position in dieser Familie effektiv ziemlich prekär und instabil erscheint, sowohl sozial als auch ökonomisch. Er steht unter Druck, ist in der Defensive. Manchmal schlägt er zu – seine Frau, seine Kinder –, doch damit nimmt der Druck eigentlich eher noch zu.

Wir haben in der Analyse des Interviews gesehen, dass es (mindestens) zwei Möglichkeiten gibt, wie diese innerfamiliäre Gewalt erklärt werden kann. Einerseits unter Bezugnahme auf das Dampfkessel-Modell, das David selber ins Spiel bringt, in dem Sinne, dass der Druck für ihn manchmal einfach zu gross wird, sich irgendwie Luft verschaffen muss und David situativ keine anderen Strategien zur Verfügung stehen.⁹⁷ Andererseits – und damit kommen wir den

⁹⁷ Ich bin der Meinung, dass dieser Ansatz eher zur Erklärung seiner ausserhäuslichen Ausfälle zu Rate gezogen werden sollte. Wenn man seine Schlägereien als mögliches Ventil begreift, lässt sich sogar die Hypothese

latenten Strukturierungsgesetzlichkeiten meiner Meinung nach näher – indem wir diese Gewaltausbrüche als Distanzierungsbewegungen zu fassen versuchen, die aus Davids Erfahrungen in der Herkunftsfamilie resultieren. Eine wirksame und die Symptome transzendierende Therapie für David dürfte also nicht nur auf der Verhaltensebene ansetzen, um mit ihm beispielsweise einen breiteres Repertoire an Möglichkeiten zum konstruktiven Umgang mit seinen Gefühlen der Angst, Unsicherheit, Frustration und Wut einzuüben – auch wenn sich damit sicher ein wichtiger Effekt erzielen liesse. Mindestens ebenso wichtig wäre meines Erachtens eine fundierte und heilsame Auseinandersetzung mit den emotionalen Bindungsstrukturen, die David sich in seiner Herkunftsfamilie angeeignet hat. Ein weniger problematischer Umgang mit sozialer und emotionaler Nähe könnte – das ergibt diese Analyse deutlich – David sehr viel Druck und Last von den Schultern nehmen und ihn in Bezug auf wesentliche Ursachen, die immer wieder zu gewalttätigem Verhalten führen, entlasten.

Welche Informationen gibt uns nun der Fall „David“ über den Körper des Täters? Leider – so viel vorneweg – sind es nicht ganz so viele wie erhofft. Trotzdem lassen sich einige Punkte auflisten, in denen Davids Körper Vermutungen, die sich aus den theoretischen Überlegungen ergeben haben, zumindest nicht widerlegt:

- Der Täterkörper ist ein abgekoppelter Körper. David fällt es immer wieder sehr schwer, über diesen Körper und seine Praktiken zu sprechen. Er verfügt nicht über ein eingeübtes Vokabular, mit dem er Zustände und Befindlichkeiten seines Körpers in Worte fassen und dezidiert über sie berichten könnte.
- In diesem Kontext fällt auf, dass David einen ausgesprochen funktionalen Bezug zu seinem Körper hat. Der Körper rückt in sein Bewusstsein, wenn er nicht reibungslos funktioniert. Ansonsten scheint wenig Gelegenheit und Grund zu einer fundierten Reflexion über den Körper zu bestehen. David zeigt im Gespräch kein Bewusstsein dafür, dass er seinen Körper als etwas mehr als ein ihm zur Verfügung stehendes Gerät betrachtet.
- Der Täterkörper ist ein tendenziell als problematisch wahrgenommener Körper. Auch wenn dies im Falle von David nur mit Einschränkungen gelten mag, füge ich diesen Punkt hier an. Dies zeigt sich am ehesten in denjenigen Sequenzen des Gesprächs, in denen David darüber spricht, wie ihm sein Körper gefällt⁹⁸, in denen sich zeigt dass es ihm schwer fällt, von sich aus positive körperliche Aspekte herauszuheben und zu benennen und nicht nur seine Manipulationen daran.
- Der Täterkörper ist ein verunsicherter, nicht von sich selbst überzeugter Körper. Auch dies zeigt sich in den beim letzten Punkt bereits angesprochenen Passagen. Es kann anhand des empirischen Materials jedoch nicht nachgewiesen werden, dass es gerade in Momenten der körperlichen Verunsicherung zu Gewaltakten dieses verunsicherten Körpers kommt. Es gibt aber auch keine Indizien, die in die gegenteilige Richtung weisen.

Leider lässt sich anhand des Interviewtextes nichts aussagen über die Befindlichkeit und die Brüchigkeit von Davids Körper im Moment des Zuschlagens. Das enorm körperliche Erleben des Gewaltaktes, das bei Harald in der Eröffnungssequenz so eindrücklich aufgefallen ist, kommt im Gespräch mit David nirgends zum Ausdruck. Es wurde allerdings auch nie explizit nach einer solchen Schilderung gefragt. Die Vermutung, dass die Beschreibung des Gewalt-

aufstellen, dass es sich bei ihnen im weitesten Sinne um einen Schutzmechanismus handeln könnte, der die (totale) Eskalation der Gewalt in der Familie verhindern helfen soll. Doch diese These kann hier nur als Vermutung in den Raum gestellt werden.

⁹⁸ vgl. das Interview im Anhang ab Sequenz 50 | 99

aktes durch den Täter am einfachsten in einem körperlichen Vokabular gelingt, kann am Fallbeispiel „David“ somit nicht bestätigt werden.

Natürlich erlaubt dieser eine Fall nicht wirklich eine Auseinandersetzung mit dem erarbeiteten theoretischen Konzept, die den Namen Deutung verdient. Zu wenig umfangreich ist das empirische Material, zu wenig Stoff bietet der transkribierte Text eines einstündigen Gesprächs. Dennoch haben wir bei der vorherigen Zusammenführung der theoretischen Erkenntnisse mit den Befunden der hermeneutischen Fallanalyse gesehen, dass wir immer wieder auf Bestandteile des theoretischen Konzeptes zurückgreifen konnten. Immer wieder gelang es, Verhaltens- und Denkmuster Davids mit Hilfe des theoretischen Rahmens einzuordnen und mitunter auch zu erklären. Viele der aufgrund dieses theoretischen Materials aufgestellten Hypothesen wurden durch den Fall zumindest nicht über den Haufen geworfen. Ich möchte in der Folge zu einigen Punkten aus dem theoretischen Konzept im Lichte des Falles ein paar Bemerkungen anfügen:

- Anhand der Untersuchung der Funktionen des gewalttätigen Verhaltens zeigt sich auf anschauliche Art und Weise die starke Verstrickung von Mikro- und Makroebene bei dieser Thematik. Es ist überaus schwierig und höchstens analytisch möglich, die beiden Bereiche voneinander zu trennen. Beide durchdringen sich im Fall „David“ und wirken aufeinander ein.
- Eine interessante Perspektive bei der Deutung von Davids gewalttätigem Verhalten bieten die Konzepte von Hegemonie, Unterordnung, Patriarchat und Komplizenschaft. Eine Lesart, mit deren Hilfe das Geschehen geordnet werden kann, interpretiert die Gewaltakte als „Positionierungsbeiträge“ in der Herstellung einer geschlechterpolitischen Hierarchie. Ich neigte zwar in der Argumentation innerhalb dieser Arbeit eher dazu, mich an psychologischen Erklärungen zu orientieren. Doch zeigt sich auch hier wieder die schon oben konstatierte komplexe Verknüpfung von individuellen und strukturellen Anteilen in der Praxis.
- Auf dieser strukturellen Erklärungsebene manifestiert sich auch der historische – und damit alltägliche – Prozess der Herstellung von Geschlechtlichkeit und von Geschlechterverhältnissen. An diesem Prozess wirkt natürlich David unbewusst – gerade auch mit seinem gewalttätigen Verhalten – immer wieder mit.
- Nicht explizit thematisch wurde in der Auseinandersetzung mit dem Fall „David“ die Krisenhaftigkeit des aktuellen Geschlechterverhältnisses. David scheint – mit Ausnahme der oben bereits besprochenen Auseinandersetzung mit der Vaterrolle – sich nicht in einem intensiveren Reflexionsprozess über die Ausgestaltung seiner persönlichen Männlichkeit zu befinden. Seine Anforderungen an sich als Mann scheinen sich streng an den traditionellen Rollenbildern zu orientieren. Offenbar gibt es auch aus seiner sozialen Umgebung nicht viele Impulse, die ihn zu einer vertiefteren Reflexion drängen würden.
- So erstaunt es denn auch nicht weiter, dass sich am Fallbeispiel „David“ viele Befunde der männlichen Sozialisationsforschung sehr deutlich ausgeprägt aufzeigen lassen.

5 Schlussfolgerungen für die wissenschaftliche Praxis

Beim Thema „Gewalt“ ist ja immer auch ein enger Bezug zur praktischen Arbeit involviert. Gewalt ist ein Phänomen, dem wir täglich begegnen und das uns täglich bedroht, beschäftigt, begrenzt... Es soll deshalb in dieser Arbeit auch eine Annäherung an die Frage Platz haben, ob es in Bezug auf Gewalttäter auf der körperlichen Ebene Prä- bzw. Interventionsmöglichkeiten gibt.

Das waren meine Worte in der Einleitung. Ein Ziel, das ich im Laufe der Arbeit an diesem Projekt leider begraben musste. Ich habe mich dennoch entschieden, es als formuliertes Ziel in dieser Arbeit zu belassen. Denn dieser Bezug zum Leben, zum Alltag, zur praktischen Arbeit auch ist es ja, der einen wichtigen Teil der Motivation zu Forschung auf diesem Gebiet immer wieder beisteuert.

Es ist klar, dass es aufgrund dieser Arbeit nicht möglich ist, Schlussfolgerungen zu formulieren, die auf dieser praktischen Ebene irgendwelche Gültigkeit haben könnten. Zu gering ist die Fallzahl. Zu klein ist auch der Informationsgehalt des empirischen Materials hinsichtlich dieser Frage. Doch die im obigen Zitat formulierte Frage ist damit nicht einfach vom Tisch. Konsultiert man die Literatur zu verschiedenen Methoden der Therapie von Gewalttätern,⁹⁹ dann merkt man sehr schnell, dass es auch in Fachkreisen weder einen Konsens noch ein klares Konzept gibt, das effiziente und vor allem Erfolg versprechende Strategien, wie mit Tätern umgegangen werden kann und soll, bereithält. Nur schon aus diesem Grunde besteht ein Interesse an neuen Möglichkeiten, die einen Zugang zu dieser doch sehr speziellen Klientel bietet. Es kommt aus dieser Literatur ebenfalls sehr deutlich zum Ausdruck, dass insbesondere die Therapiearbeit auf der verbalen und kognitiven Ebene bei einem Grossteil dieser Männer an Grenzen stösst. Gerade deshalb wäre es interessant, wirksame Strategien und Methoden, die auf einer körperlichen Ebene ansetzen, zu entwickeln.

Wenn auch der Versuch, aufgrund dieser Arbeit Schlussfolgerungen für die praktische Ebene – sei sie nun pädagogisch oder therapeutisch – zu formulieren, nicht geglückt ist, so ist es doch möglich, Schlussfolgerungen für weitere sozialwissenschaftliche Forschungspraxis auf diesem Gebiet herauszufiltern. Ich führe deshalb zum Abschluss dieser Arbeit in Form von methodologischen Schlussfolgerungen aus diesem Projekt ein paar forschungslogische Punkte an, die es in zukünftigen Forschungsprojekten zu dieser Thematik zu beachten gilt:

- Keine gewichtigen Veränderungen braucht es beim theoretischen Konzept, das für diese Arbeit leitend war. Es hat sich meiner Ansicht nach auch in der Arbeit am empirischen Material durchaus als tauglich erwiesen. Immer wieder konnte die Interpretationsarbeit im Forschungsprozess an den zur Verfügung stehenden Begriffen gespiegelt und geschärft werden. Insbesondere in der Deutung dieser Materialien erwies sich der theoretische Rahmen auch als Quelle der Inspiration und der Vervollständigung der Erklärung des gewalttätigen Verhaltens.

- Mehr zu sagen gibt es zweifellos zum Interview. An diesem kann einiges noch verbessert werden. Es muss allerdings zur Entlastung angefügt werden, dass sich die Interviewpraxis auch nicht am Prozess mehrerer Gespräche schärfen und entwickeln konnte, da nur ein einziger Fall bearbeitet werden konnte. Dennoch muss hier klar festgehalten werden, dass es in diesem Interview zu wenig gelang, auf körperliche Praktiken zu sprechen zu kommen und diese in den thematischen Blickpunkt des Gesprächs zu lenken. Meiner Ansicht nach bedarf

⁹⁹ Ich verweise zum Beispiel auf Heilinger/Engelfried (1995), Heinrichs et al. (1986), Oelemann (2000) und insbesondere Schorsch et al. (1985), um nur einige zu nennen.

es eines klareren Planes, wie genau das Instrument des Interviews den Körper und körperliche Praxis erfassen und zum Thema machen kann. Insbesondere wenn es darum geht, mit Männern, bei denen ein eher unreflektierter und ungeübter Bezug zum Körper vorausgesetzt werden muss, in ein Gespräch über ebendiesen zu kommen, braucht es einen Leitfaden, der detaillierter ausgearbeitet ist. Die vorliegende Arbeit hat diese Schwierigkeit zwar im Vorfeld des Interviews erkannt, sie hat es aber nicht geschafft, adäquat darauf zu reagieren.

- Gerade in diesem Kontext stellt sich natürlich noch einmal die Frage, welche anderen, besser geeigneten empirischen Quellen zur Erforschung der körperlichen Praxis herangezogen werden könnten. Ich denke, dass die im obigen Punkt geschilderten Schwierigkeiten massgeblich mit dem Medium „Interview“ verknüpft sind. Es ist schwierig, eine soziale Praxis verbal einzufangen. Es fragt sich deshalb, welche Alternativen zum Interview denkbar sind. Gibt es vielleicht die Möglichkeit, gewalttätige Körperpraxen direkt und unvermittelt zu protokollieren? Von welchen Protagonisten? In welchen Kontexten? Auf jeden Fall lohnt es sich, im Vorfeld eines neuen Forschungsprojektes zu dieser Thematik über diese Fragen (noch) genauer nachzudenken.

- Eine weitere Frage, die es im Hinblick auf eventuelle weitere Interviews neu zu stellen gilt, ist diejenige nach dem explizit – also mit dem Interviewee – verankerten Ziel des Gesprächs. Die in dieser Arbeit gemachte Überlegung, sich nicht prioritär auf das Thema „Gewalt“ zu konzentrieren, um eine allfällige Abwehrhaltung zu umgehen, kann durchaus neu überdacht werden. Insbesondere deshalb, weil die zentrale Kategorie „Körper“ ja doch nicht wunschgemäss erfasst wurde. Vielleicht wäre ein direkter, fast schon offensiv anmutender Zugang Erfolg versprechender.

Ich hoffe, dass diese Arbeit und die Schlussfolgerungen, die hier aus ihr gezogen worden sind, ihren Zweck erfüllen und in weitere Forschungsprojekte zu dieser Thematik einfließen können. Damit das „öde Land“ im Dreieck zwischen Körper, Geschlecht und Gewalt in Bälde fruchtbarer beackert werden kann.

Literatur

- Adorno, T. W. et al.: Studies in the Authoritarian Personality: in: Adorno, T. W.: Soziologische Schriften II; Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997
- Badinter, E.: Die Identität des Mannes. Seine Natur, seine Seele, seine Rolle; München: Piper, 1997
- Baker, L. R.: Persons and Bodies. A Constitution View; Cambridge, New York, Melbourne, Madrid: Cambridge University Press, 2000
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E.: Das ganz normale Chaos der Liebe; Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990
- Böhnisch, L./Winter, R.: Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf; Weinheim, München: Juventa Verlag, 1997
- Bordo, S.: The Male Body. A New Look at Men in Public and in Private; New York: Farrar, Straus and Giroux, 1999
- Bourdieu, P.: Entwurf einer Theorie der Praxis; Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976
- Connell, R. W.: The concept of role and what to do with it; in: Australian and New Zealand Journal of Sociology, Volume 15, 1979
- ders.: Gender & Power; Cambridge: Blackwell Publishers, 1987
- ders.: New Directions in Gender Theory, Masculinity Research, and Gender Politics; in: Ethnos, Vol. 61:3-4, 1996
- ders.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten; Opladen: Leske + Budrich, 2000
- Diekmann, A./Herschelmann, M./Pech, D./Schmidt, K. (Hrsg.): Gewohnheitstäter. Männer und Gewalt; Köln: PapyRossa, 1994
- Döge, P.: Der 50-Prozent-Mann sabotiert den klassischen Erwerbsmann; in: männer.be, 1. Jg., Nr. 4, 2001
- Fonagy, P.: Frühe Bindung und die Bereitschaft zu Gewaltverbrechen; in: Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): Adoleszenz und Trauma; Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998
- Foucault, M.: Überwachen und Strafen; Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977
- ders.: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I; Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1983
- ders.: Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit II; Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989a
- ders.: Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit III; Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989b
- Geu, A.: Indianer dürfen Schmerzen spüren; in: Drilling, M./Friedrich, P./Wehrli, H. (Hrsg.): Gewalt an Schulen. Ursachen, Prävention, Intervention; Zürich: Verlag Pestalozzianum, 2002a
- ders.: KörperGrenzen; in: Decurtins, L. (Hrsg.): Zwischen Teddybär und Superman. Das Buch für Eltern von Buben; Zürich: Verlag Pro Juventute, 2002 (erscheint im Herbst 2002b)
- Hagemann-White, C.: Sozialisation Weiblich-männlich? Opladen: Leske + Budrich, 1984

-
- dies.: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht; in: Feministische Studien, 11. Jg., Nr. 2, 1993
 - Halbright, R.: Knabengerechte Koedukation: Standort- und Bedürfnisanalyse der schulischen Bubenarbeit in der Deutschschweiz; Bern: Edition Soziothek, 1998
 - Heiliger, A./Engelfried, C.: Sexuelle Gewalt. Männliche Sozialisation und potentielle Täterschaft; Frankfurt a. M., New York: Campus Verlag, 1995
 - Heiliger, A.: Zu Hintergründen und Grundsätzen einer antisexistischen Jungenarbeit; in: Bieringer, I./Buchacher, W./Forster, E. J.: Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit; Opladen: Leske + Budrich, 2000
 - dies.: Täterstrategien bei sexuellem Missbrauch und Ansätze der Prävention; in: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 56/57: Gewalt, 24. Jhg., 2001
 - Heinrichs, J. (Hrsg.): Vergewaltigung. Die Opfer und die Täter; Braunschweig: Gerd J. Holtzmeier Verlag, 1986
 - Honegger, C.: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib; Frankfurt, New York: Campus, 1991
 - Huser-Studer, J./Leuzinger, R.: Grenzen. Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche; Zürich: ELK, 1992
 - Kohnstamm, R.: Praktische Kinderpsychologie – die ersten 7 Jahre. Eine Einführung für Eltern, Erzieher und Lehrer; Bern, Stuttgart, Toronto: Huber, 1990
 - Krabel, J.: Müssen Jungen aggressiv sein? Mülheim an der Ruhr: Verlag an der Ruhr, 1998
 - Lenz, H.-J.: Entweder ist jemand ein Opfer. Oder er ist ein Mann; in: männer.be, 2. Jg., Nr. 1, 2002
 - Meyer, Ü.: Stressjob Stiefvater; in: Weltwoche, 69. Jg., Nr. 4, 2002
 - Michel, K. M./Spengler, T.: Kursbuch 127: Männer; Berlin: Rowohlt, 1997
 - Niggli, M. A.: Chaotische Ordnung – Zu Gewalt und der Möglichkeit ihrer Prävention; in: Eisner, M./Manzoni, P. (Hrsg.): Gewalt in der Schweiz. Studien zu Entwicklung, Wahrnehmung und staatlicher Reaktion; Chur, Zürich: Rügger, 1998
 - Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J.: Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften; in: Soeffner, H. G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften; Stuttgart: Metzler, 1979
 - Oevermann, U.: Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation; in: Brose, H.G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende; Opladen: Leske und Budrich, 1988
 - ders.: Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik; in: Jung, T./Müller-Dohm, S. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess; Frankfurt: Suhrkamp, 1993
 - Riedesser, P./Fischer, G./Schulte-Markwort, M.: Zur Entwicklungspsychologie und –pathologie des Traumas; in: Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): Adoleszenz und Trauma; Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998

-
- Sachsse, U./Schilling, L./Esslinger, K.: Ein stationäres Behandlungsprogramm für Patientinnen mit selbstverletzendem Verhalten (SVV); in: Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): Adoleszenz und Trauma; Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998
 - Scarry, E.: Der Körper im Schmerz. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur; Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992
 - Schallberger, P.S.: Subsistenz und Markt. Bäuerliche Positionierungsleistungen unter veränderten Handlungsbedingungen; Bern: Institut für Soziologie, Schriftenreihe Kultursoziologie, 1996
 - Scheper-Hughes, N., Lock, M. M.: The mindful Body: A Prolegomenon to Future Work in Medical Anthropology; in: Medical Anthropology Quarterly Vol. 1, 1/1987
 - Schnack, D./Neutzling, R.: Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit; Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2000
 - Schorsch, E./Galedary, G./Haag, A./Hauch, M./Lohse, H.: Perversion als Straftat. Dynamik und Psychotherapie; Berlin, Heidelberg, New York, Tokio: Springer, 1985
 - Scott, J. W.: Die Zukunft von *gender*. Fantasien zur Jahrtausendwende; in: Honegger, C./Arni, C. (Hrsg.): Gender. Die Tücken einer Kategorie; Zürich: Chronos, 2001
 - Straube, I.: Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Eine philosophische Begründung von Herrschaft; in: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 56/57: Gewalt, 24. Jhg. 2001
 - Streeck-Fischer, A.: Über die Seelenblindheit im Umgang mit schweren Traumatisierungen; in: Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): Adoleszenz und Trauma; Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998
 - dies.: Misshandelt – Missbraucht: Probleme der Diagnostik und Psychotherapie traumatisierter Jugendlicher; in: Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): Adoleszenz und Trauma; Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998
 - Sutter, V.: Monster? Ganz normale Männer!; in: WoZ Nr. 23, 21. Jhg. 2002
 - Theweleit, K.: Männerphantasien I und II; Frankfurt a. M., Basel: Stroemfeld Verlag, 2000
 - ders.: Männliche Geburtsweisen. Der männliche Körper als Institutionenkörper; in: ders.: Das Land, das Ausland heisst; München: dtv, 1995
 - Turner, B. S.: The Embodiment of Social Theory; in: ders.: The Body and Society. Explorations in Social Theory, London et. al.: SAGE Publications, 1996
 - Van den Broek, L.: Am Ende der Weisheit. Vorurteile überwinden – ein Handbuch; Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1993
 - Van der Kolk, B. A.: Zur Psychologie und Psychobiologie von Kindheitstraumata (Developmental Trauma); in: Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): Adoleszenz und Trauma; Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998
 - Wacquant, L.: The Prizefighter's Three Bodies; in: Ethnos, Volume 63:3, Stockholm, 1998
 - Wernet, A.: Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik; Opladen: Leske + Budrich, 2000
 - Winter, R./Neubauer, G.: Dies *und* Das! Das Variablenmodell „balanciertes Junge- und Mannsein“ als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern; Tübingen: Neuling Verlag, 2001

Quellen aus dem Internet:

- Condrau, F.: Subjekt und Objekt Mann: Theorien über Männlichkeit, 1990; http://www.mannebuero.ch/info_medien/archiv/artikel/artikel.html
- Connell, R. W.: Men and Violence, 2001a; http://un-instraw.org/mensroles/vss_1_3.html
- ders.: Understanding Men: Gender Sociology and the new international Research on Masculinities, 2001b; http://un-instraw.org/mensroles/vss_1.html
- Decurtins, L.: Die Gewaltspirale, 1999; http://www.mannebuero.ch/info_medien/archiv/publikationen/publi.html
- Kaufman, M.: The 7 P's of Men's Violence, 1999; http://www.whiteribbon.com/educational_materials/default.asp?load=seven
- Lukesch, B.: Wenn eine Frau nicht das tat, was ich wollte, hats Patsch gemacht, 1997; http://www.mannebuero.ch/info_medien/archiv/artikel/artikel.html
- Oelemann, B.: MANN darf nicht schlagen, 2000; http://www.institut-for-male.de/Artikel/Burkhard_Oelemann/burkhard_oelemann.htm
- Oevermann, U.: Zur Integration der Freudschen Psychoanalyse in die Programmatik einer Theorie der Bildungsprozesse, 1975; <http://www.objektivehermeneutik.de/Download.htm>
- ders.: Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern, 1973; <http://www.objektivehermeneutik.de/Download.htm>
- ders.: Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse, 1981; <http://www.objektivehermeneutik.de/Download.htm>
- ders.: Interpretationsskizze zu Lord Byrons „Sardanapal“, 1984; <http://www.objektivehermeneutik.de/Download.htm>
- ders.: Strukturelle Soziologie und Rekonstruktionsmethodologie, 1996; <http://www.objektivehermeneutik.de/Download.htm>
- ders.: Die Krise der Arbeitsgesellschaft und das Bewährungsproblem des modernen Subjekts, 1999; <http://www.objektivehermeneutik.de/Download.htm>
- Verschiedene Beiträge und Anregungen aus der Mailinglist: <http://www.mail-archive.com/emvnet@un-instraw.org>, 2001